



Alt-Katholische und Ökumenische Theologie 3 (2018)

Jahresheft des Alt-Katholischen Seminars
der Universität Bonn

Schwerpunkt: Fundstücke

Ruth Nientiedt vom Suchen und Finden

Theresa Hüther zu den Nonnen von Sant' Ambrogio

Anne Hensmann-Eßler über Werner Küppers
und den Nationalsozialismus

Matthias Ring zu antisemitischen Predigten
im Offenbach der 1930er Jahre



Alt-Katholischer Bistumsverlag

Alt-Katholische und Ökumenische Theologie 3 (2018)

Jahresheft
des Alt-Katholischen Seminars
der Universität Bonn

Schwerpunkt: Fundstücke

Ruth Nientiedt vom Suchen und Finden

Theresa Hüther zu den Nonnen von Sant' Ambrogio

Anne Hensmann-Eßer über Werner Küppers und
den Nationalsozialismus

Matthias Ring zu antisemitischen Predigten im Offenbach
der 1930er Jahre

Alt-Katholischer Bistumsverlag, Bonn 2018

Alt-Katholische und Ökumenische Theologie 3 (2018)

Jahresheft 2018 des Alt-Katholischen Seminars der Universität Bonn

Herausgegeben von Andreas Krebs

Andreas Krebs	
Editorial	5
Ruth Nientiedt	
Vom Suchen und Finden. Reflexionen einer Historikerin und Theologin	9
Theresa Hüther	
„Die Vergiftungs-Geschichte der Prinzessin von Hohenzollern, bei welcher der Jesuit P. Kleutgen beteiligt war“. Ein Skandal in Rom und seine publizistischen Nachwehen während des Kulturkampfes	25
Anne Hensmann-Eßer	
„Diener zweier Herren“. Ein Briefwechsel aus dem Nachlass Werner Küppers	45
Matthias Ring	
„Gegen das verjudete Christentum“. Ein antisemitischer Pfarrer in einer unpolitischen Kirche	63
Aus dem Alt-Katholischen Seminar	81

Liebe Leserin, lieber Leser,

das vorliegende Heft ist diesmal ganz der historischen Forschung gewidmet. Drei „Fundstücke“ werden Ihnen darin präsentiert – vermeintlich nebensächliche Zeitungsnotizen; unscheinbare Briefe in einer blauen, vergilbten Pappmappe; ein Ordner mit zufällig entdeckten Schriftstücken aus dem Turm der alt-katholischen Kirche in Offenbach –, die bei genauerem Hinsehen ein bezeichnendes Licht auf die Zeit werfen, aus der sie stammen.

Vielleicht kennen Sie die Geschichte der „Nonnen von Sant' Ambrogio“, die der Kirchenhistoriker Hubert Wolf aus Akten der römischen Inquisition aufgearbeitet hat. Ich habe sein 2013 erschienenenes Buch – das es sogar auf die Spiegel-Bestsellerliste geschafft hat – wie einen Krimi verschlungen. Und um eine atemberaubende *sex-and-crime*-Geschichte handelt es sich allemal: Es geht um spirituell verbrämte Manipulation, sexuellen Machtmissbrauch, Mord und einen Giftanschlag auf Katharina von Hohenzollern-Sigmaringen (1817–1893), die als Novizin in das römische Kloster Sant' Ambrogio eingetreten war und nur durch Intervention ihres Cousins, Kardinal Gustav Adolf zu Hohenlohe-Schillingsfürst (1823–1896), vor weiteren Vergiftungsversuchen gerettet werden konnte. Brisant ist die Geschichte nicht zuletzt deshalb, weil mit Joseph Kleutgen (1811–1883) ein prominenter Theologe – der später auch bei der Formulierung der Papstdogmen des Ersten Vatikanischen Konzils mitwirkte – in das Geschehen verstrickt war. Der Fall landete vor der Inquisition und endete 1862 namentlich für Kleutgen mit einem ausgesprochen milden Urteil. – Bei der Arbeit an ihrer Dissertation stieß *Theresa Hüther* auf Texte im alt-katholischen „Deutschen Merkur“ sowie in der ultramontanen „Neuen Zeitung für das Katholische Deutschland“ aus den Jahren 1878/79, die auch bei Hubert Wolf erwähnt, aber recht verkürzt

dargestellt werden. Aus ihnen geht hervor, dass führende alt-katholische Persönlichkeiten früh von den Ereignissen erfahren hatten, obwohl die am Inquisitionsprozess Beteiligten eigentlich zum Schweigen verpflichtet waren. Ausgehend von der Beobachtung, dass der Breslauer Kirchengeschichtlicher und spätere alt-katholische Bischof Joseph Hubert Reinkens (1821–1896) eng mit dem persönlichen Umfeld des Anschlagopfers Katharina von Hohenzollern verbunden war, rekonstruiert Theresa Hüther zunächst dieses Beziehungsnetzwerk, identifiziert das „*leak*“ dann aber an anderer Stelle: Wahrscheinlich hat Reinkens erstmals 1864 von dem Skandal Kenntnis erhalten, und zwar durch den Breslauer Domkapitular Mortimer Johannes Montbach (1828–1904), der seine Informationen wiederum von Katharinas Cousin Kardinal Hohenlohe hatte. Auf die gleiche Spur führen auch die erwähnten Zeitungstexte, die den Mordversuch erstmals öffentlich machten; die unmittelbare Quelle war in diesem Fall der alt-katholische Kirchengeschichtler Johann Friedrich (1836–1917), der während des Ersten Vatikanischen Konzils als theologischer Berater für Kardinal Hohenlohe gearbeitet hatte und sich nun auf ihn berief. In den Auseinandersetzungen, die auf die Veröffentlichung des Falls folgten, wurde Kardinal Hohenlohe angeblich zu einem Dementi aufgefordert, das er jedoch verweigert haben soll. Wie auch immer: Offenbar war es Kardinal Hohenlohe, der von dem Ungeheuerlichen, das seiner Verwandten widerfahren war, nicht schweigen konnte – und Alt-Katholiken haben dazu beigetragen, dass der Vorfall nicht in Vergessenheit geriet.

Ein anderes „Fundstück“ liegt dem Beitrag von *Anne Hensmann-Eßer* zugrunde, die im Laufe der beiden vergangenen Jahre den Nachlass Werner Küppers (1905–1980) gesichtet, sortiert und erforscht hat. Werner Küppers, 1948–1971 Professor am Alt-Katholischen Seminar der Universität Bonn, war 1935 – während seiner Zeit in Bern – der Schweizer Auslandsorganisation der NSDAP beigetreten und mit der Begründung, er wolle als „Christ und Nationalsozialist“ der Heimat dienen, 1938 in das deutsche alt-katholische Bistum gewechselt. Während seines Entnazifizierungsverfahrens 1947 erklärte Küppers diesen Schritt dann allerdings allein mit Heimatverbundenheit. Unter dem Hinweis, dass er sich stets für die Beibehaltung des Alten Testaments eingesetzt habe, behauptete er nun, er sei nie ein wirklicher Nationalsozialist gewesen. Während Ersteres der Wahrheit entspricht, erscheint Letzteres schwerlich glaubhaft. Doch als wir bei einer Sitzung

unseres Forschungskolloquiums im Sommersemester 2016 alles zusammenzutragen, was wir zum damaligen Zeitpunkt über Küppers' Verhältnis zum Nationalsozialismus und zum Judentum finden konnten, mussten wir erkennen, dass wir nichts in Händen hielten, was Küppers' Selbstdarstellung widerlegen konnte. Das änderte sich jedoch wenig später, als Anne Hensmann-Eißer in Küppers' Nachlass auf eine vergilbte Mappe stieß, in der sich ein emotionaler Briefwechsel mit dem Schweizer Pfarrer Andreas Brassel (1924–1984) aus dem Jahr 1948 befand. Darin war von unveröffentlichten Aufsätzen Küppers' aus den Jahren vor 1945 die Rede, in denen dieser seiner nationalsozialistischen Gesinnung Ausdruck gegeben habe. Anne Hensmann-Eißer gelang es, mit Andreas Brassels Sohn Ruedi Brassel Kontakt aufzunehmen, der wiederum den Nachlass seines Vaters sorgfältig aufbewahrt hatte. Ein Glücksfall! Denn wirklich fanden sich darin jene Texte, die unzweifelhaft beweisen, dass sich Küppers noch in den 1940er Jahren als überzeugter Nationalsozialist und Antisemit zu erkennen gegeben hatte... Aber lesen Sie den Rest der Geschichte selbst!

Der Beitrag von *Matthias Ring* führt ebenfalls in die Zeit des Nationalsozialismus und stützt sich auf Schriftstücke, die der spätere Bischof Joachim Vobbe (1947–2017) zu seiner Zeit als Pfarrer der alt-katholischen Gemeinde Offenbach im dortigen Kirchturm entdeckt hatte. Ausgerechnet das Offenbacher alt-katholische Gotteshaus, das einst mit großzügiger Unterstützung der örtlichen Synagogengemeinde errichtet werden konnte, wurde ab 1932 zum Schauplatz antisemitischer Predigten des von fanatischem Judenhass getriebenen Pfarrers Josef Maria Weeber (1881–1960). Weil dieser damit Anstoß erregte, wurde Bischof Georg Moog (1863–1934) eingeschaltet, der die antisemitischen Predigten zu unterbinden versuchte. Die kirchenrechtliche Autorität dazu besaß er. Trotzdem vermochte er sich nicht durchzusetzen – weil Weeber den Offenbacher Kirchenvorstand hinter sich bringen konnte, die Synodalvertretung die Position des Bischofs wohl nicht einhellig teilte und schließlich nach Hitlers Machtübernahme 1933 auch die politische Entwicklung Weeber „Recht“ zu geben schien. Der Vorfall verweist nach Matthias Ring auch auf ein Grundproblem des „unpolitischen“ Selbstverständnisses der damaligen Alt-Katholischen Kirche: Gerade deshalb, weil Moog die Predigten Weebers mit der Begründung bekämpfte, dass sie „politisch“ seien, konnten sie im Rahmen eines vermeintlich „unpolitischen Katholizismus“ inhaltlich nicht diskutiert werden.

Die drei „Fundstücke“, die wir Ihnen in diesem Heft präsentieren, machen nebenbei auch deutlich, dass historische Forschung in nicht geringem Maß von Zufällen abhängig ist. Darüber hinaus bestimmen gesellschaftliche Interessenkonstellationen, der jeweilige Zeitgeist und natürlich auch die persönlichen Sichtweisen von Forscherinnen und Forschern das, was als Geschichte erinnert wird. *Ruth Nientiedt* geht in ihrem einleitenden Essay diesen Rahmenbedingungen geschichtswissenschaftlicher Arbeit nach und analysiert mit Hilfe anschaulicher Beispiele, welche Wahrnehmungsverzerrungen durch vermeintliche Selbstverständlichkeiten, das Übersehen marginalisierter Perspektiven oder das Fehlen von Quellen entstehen können.

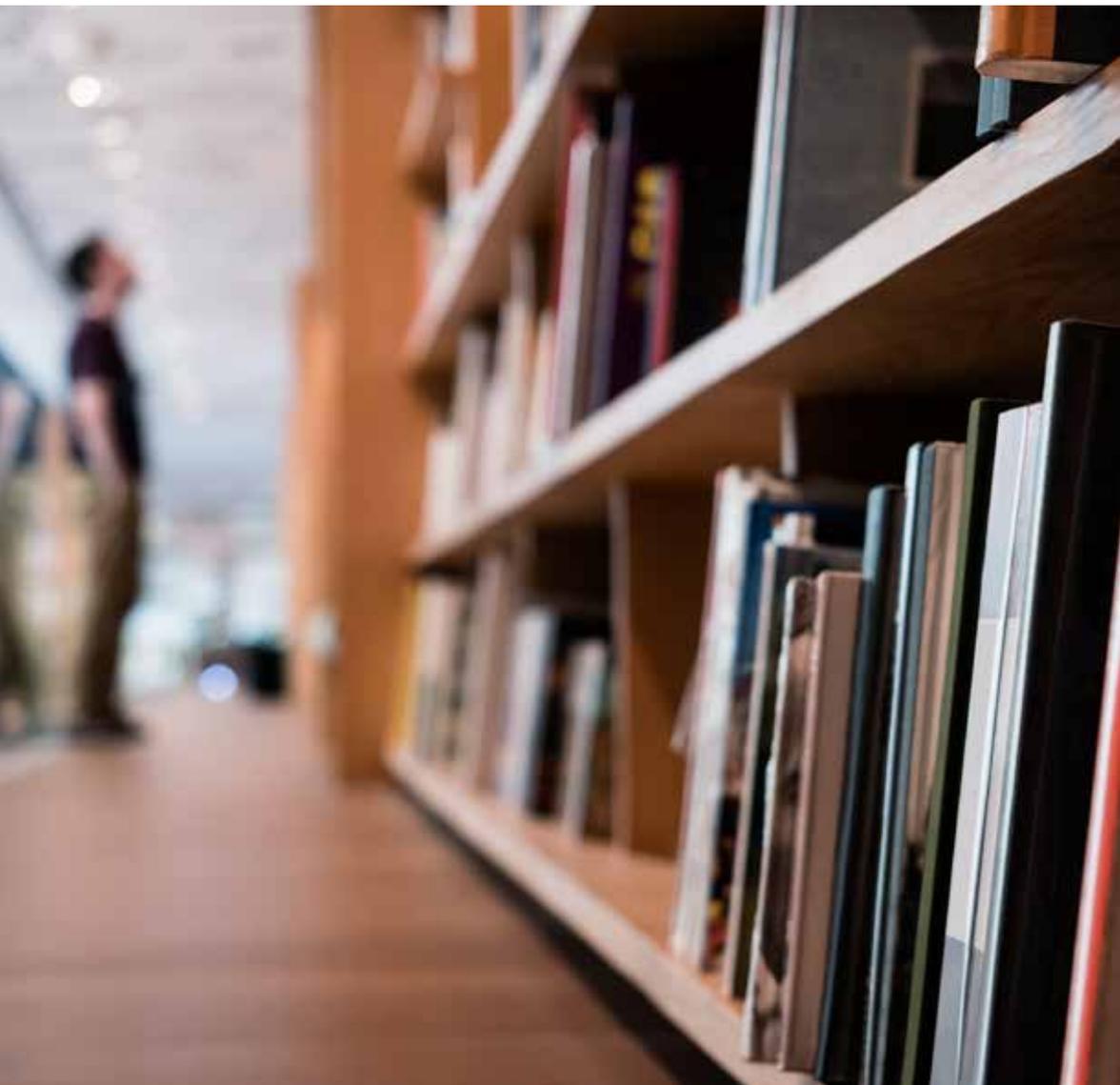
Wie immer finden Sie am Ende des Heftes einen kurzen Bericht über das Universitätsseminar. Ich bedanke mich bei den Autorinnen und dem Autor für ihre spannenden Texte, bei Theresa Hüther und Maria Anna Ruholl für die redaktionelle Mitarbeit und bei Andreas von Mendel für das schöne Layout - und wünsche Ihnen eine anregende Lektüre!

Andreas Krebs

Ruth Nientiedt

Vom Suchen und Finden

Reflexionen einer Historikerin und Theologin



1 Das Finden wird uns verändern

„Sucht und ihr werdet finden“, heißt es lapidar in Mt 7,8 und Lk 11,10.¹ Hier werden mehr Fragen aufgeworfen als beantwortet: Wer sucht, und warum eigentlich? Was findet man? Das, was man gesucht hat, oder etwas ganz anderes? Und dann? Macht das etwas mit einem, hat es eine Auswirkung? Immerhin fällt diese Aussage Jesu nicht irgendwann, sondern im Rahmen der Bergpredigt, einer literarischen Summa der Lehre Jesu vom anbrechenden Reich Gottes. Im Buch Jeremia findet sich eine der Vorlagen dieses Jesuswortes als Zusage Gottes: „Ihr werdet mich suchen und ihr werdet mich finden, wenn ihr nach mir fragt von ganzem Herzen. Und ich lasse mich von euch finden – Spruch des HERRN – und ich wende euer Geschick“ (Jer 29,13-14). Statt zum Suchen aufzufordern, wie Jesus es in der Darstellung der Evangelisten tut, erscheint das Suchen (nach Gott) bei Jeremia als eine Selbstverständlichkeit, als anthropologische Konstante. Das Suchen führt aber nur zu etwas, wenn man „von ganzem Herzen“ bei der Sache ist, sich bemüht – im Gegensatz dazu klingt die jesuanische Kurzfassung allzu aktuell, indem er der prokrastinierenden Menschheit zusagt, dass sich schon eine Lösung finden lässt, wenn man erst einmal anfängt zu suchen.

Gleichzeitig entzieht sich bei Jeremia das zu Findende jedoch ab einem gewissen Punkt dem Einfluss des Suchenden. Das zu Findende (hier: Gott) muss sich auch finden *lassen*: Fundamentaltheologisch kann dies als „*reductio in mysterium*“ (Karl Rahner)² oder Vorbehalt der „negativen Theologie“³ aufgefasst werden, als die Einsicht, dass Gott als Gott im Zweifelsfall immer anders ist, als wir ihn uns wünschen. Aus Sicht des Historikers manifestiert sich dieses Phänomen in einem allgemeineren Sinne als „Vetorecht der Quellen“ (Reinhart Koselleck)⁴, die einem eben nicht immer das sagen, was man gerne wissen möchte, sich gar nicht erst auffinden lassen oder nicht (mehr) existieren. Und wie im Dialog mit Gott dürfen aus einem etwaigen Schweigen der Quellen keine voreiligen Schlüsse gezogen werden. Wichtig ist aber auch der abschließende Aspekt bei Jeremia: Das Finden wird „unser Geschick wenden“, uns verändern. Weshalb sich der Aufwand allemal lohnt.

2

Filterblase Kirchengeschichte

Das Thema „Suchen und Finden“ hat in jüngster Zeit beispielsweise durch die Auswirkungen vermeintlich neutraler Algorithmen im US-amerikanischen Präsidentschaftswahlkampf wie in der Abstimmung um den Austritt Großbritanniens aus der Europäischen Union neu an Brisanz gewonnen. Die altbekannten Effekte, dass negative Schlagzeilen mehr Aufmerksamkeit auf sich ziehen als positive, dass negative Emotionen stärker zum Handeln (bzw. „teilen“) anleiten als positive (abgesehen von Katzenvideos) und der Mensch meistens nur die Bestätigung der eigenen mehr oder weniger differenzierten Meinung sucht, kommen im Zeitalter des Internet voll zum Tragen. Die Wände der sozialen Filterblasen, in denen wir ohnehin leben, werden dicker. Manche Buchhandlungen machen daher inzwischen damit Werbung, dass man bei ihnen nur findet, was man nicht gesucht hat. Ein weites Feld. Deshalb beschränke ich mich im Folgenden auf ein paar Anmerkungen und Fragen aus (kirchen-)historischer Perspektive. Denn auch hier sind kritische Rückfragen an die eigene Arbeit angebracht: Welche Themen werden untersucht, welche nicht? Nimmt man sich als Forschende über Grenzen der historischen Schulen und konfessionellen Prägungen wahr? Gibt es Aspekte, die aufgrund fehlender Quellen aus dem gesellschaftlichen Bewusstsein zu verschwinden drohen? Legt man selbst seinen Standpunkt offen? Lässt man neue Themen und Fragestellungen zu? Denn auch in einem weiterhin so analogen Bereich wie der Geschichtswissenschaft entstehen Filterblasen, ganz ohne Algorithmen.

Beginnen werde ich mit Anmerkungen zum Subjekt der Suche, dem Forschenden, und zum Ort der (geschichtswissenschaftlichen) Suche, den Archiven. Anschließend skizziere ich anhand dreier Beispiele, warum manche Objekte bzw. Themen seltener „gefunden“ bzw. bearbeitet werden als andere. Die Gründe hierfür liegen in den konkreten Fällen in der vermeintlichen Selbstverständlichkeit (Beispiel Judentum), in der Perspektive (Beispiel Weltgebetstag der Frauen) und in den nicht vorhandenen Quellen (Beispiel Taizé).

3 Rolle des Forschenden

Die Rolle des Forschenden ist in den Geisteswissenschaften lange vernachlässigt worden. „Die ‚im Feld‘ gewonnenen Daten“, so der Religionswissenschaftler Peter Bräunlein, „und dies gilt insbesondere für solche im Bereich von Weltanschauung und Sinnsystemen, liegen nicht am Wegesrand, sondern sind Ergebnisse einer kommunikativen Beziehung, sie resultieren aus der Dynamik von zwischenmenschlichen Begegnungen“.⁵ Dies lässt sich ohne weiteres auf die Kirchengeschichte übertragen. Denn Fragestellungen und die Auswahl von Quellen fallen nicht vom Himmel: Sie sind eingebettet in eine Biographie, in Vorwissen, Gespräche und Erfahrungen – bis hin zum persönlichen Gottesbild. Negativ formuliert, steckt in jeder noch so neutralen Forschung eine Agenda, eine persönliche Überzeugung des Forschenden. Positiv formuliert, braucht es aber vielleicht auch bestimmte Blickwinkel, um manche Fragen überhaupt zu stellen.

Im vorliegenden Fall hat die Autorin Geschichte und römisch-katholische Theologie in Mainz und Haifa, Israel, studiert. In ihrer zeithistorischen Dissertation beschäftigt sie sich mit den alt-katholischen Kirchen der Utrechter Union nach 1945. Derzeit arbeitet sie an einem online-Editionsprojekt der Münsteraner Kirchengeschichte. Aus ihrer Mainzer Studienzeit hat sie zudem das volkswirtschaftliche Konzept der Opportunitätskosten mitgenommen.⁶ Es besagt, dass wir, wann immer wir etwas tun, etwas anderes (quasi aktiv) nicht tun. Als Historiker muss man sich demnach nicht nur fragen, ob das, was man untersucht, relevant ist, sondern auch, ob etwas anderes nicht wichtiger wäre. Anders formuliert: Welche Themen bearbeitet man aktiv nicht, während man ein Thema bearbeitet, und ist dieses Thema es wert, dass ich dafür andere Themen außer Acht lasse?

4 Zur gesellschaftlichen Bedeutung von Archiven

Grundlage aller historischen Forschung sind Archive. Sie sind nicht nur der Sammelwut der Historiker und Archivare geschuldet, sondern üben im Staat und in den Kirchen eine elementare Funktion aus: Indem sie das Geschehen

dokumentieren und Rechenschaft ablegen von gesellschaftlichen oder kirchlichen Vorgängen, ermöglichen sie die rückblickende kritische Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte und tragen damit (wenn die Bestände denn zugänglich sind) zu Transparenz und Demokratisierung bei. Sie sind nichts Geringeres als tragende Säulen eines jeden Rechtsstaates. Auch erlaubt nur die aktive Auseinandersetzung mit der Vergangenheit und der Schuld von Einzelpersonen und Institutionen eine zukünftige Begegnung auf Augenhöhe, Versöhnung und einen Neubeginn. In diesem Sinne formuliert Peter Hünermann in Bezug auf die Römisch-Katholische Kirche, was allerdings auch auf alle anderen Kirchen zutrifft: „Allein in dieser vorbehaltlosen Anerkennung der eigenen Realität und der entschiedenen Arbeit daran gewinnt die Kirche jene Glaubwürdigkeit und sichtbare Identität in der europäischen Gegenwart, die sie befähigt, in dieser neu sich formenden Gesellschaft Sakrament Jesu Christi zu sein“.⁷

Auch wenn der Heilige Geist in den westlichen Traditionen meist zu kurz kommt und man ihn auch nicht inflationär in Anspruch nehmen (oder instrumentalisieren) sollte: Die Akribie kirchlicher Archive, die für manche Zeiten und Gegenden die einzigen schriftlichen Quellen darstellen und auch die schlimmsten Verbrechen dokumentier(t)en, könnte man tatsächlich als Resultat des Wehens des Heiligen Geistes verstehen – zumal sie zu Zeiten entstanden, in denen Transparenz nicht allzu weit oben auf der Agenda stand. Dass derzeit ausgerechnet die Öffnung der Vatikanischen Archive für die Zeit Papst Pius XII. auf unbestimmte Zeit vertagt wurde, ist mehr als unglücklich. Archive und Bibliotheken erfüllen in einem Rechtsstaat die Funktion der Kanarienvögel im Bergbau, die bei Grubengasbildung sterben: Werden sie gepflegt, wird in ihnen geforscht und werden die Ergebnisse öffentlich diskutiert, geht es einer Gesellschaft – so schwierig die Themen sein mögen – gut. Misst man ihnen keine Bedeutung zu, vernichtet man relevante Akten oder macht man dieselben nicht zugänglich, fördert keine Forschung oder scheut die Öffentlichkeit, sind dies Anzeichen für „Böse Wetter“: eine autoritäre Institution, ein einseitiges Geschichtsbild, von „oben“ diktierte Heldenerzählungen. Gleiches gilt für die Rolle der Archive in den Kirchen, die über ihre mehr oder weniger gelungene Nachfolge Christi Rechenschaft ablegen müssen.

Archive zu pflegen oder für die Bedeutung von Archiven zu sensibilisieren, ist für Gesellschaften wie für die Kirchen daher zentral. Und das be-

trifft gerade nicht nur die hauptamtlichen oder im kirchlichen Bereich oft neben- oder sogar ehrenamtlichen Archivare. Denn insbesondere die oft eingeforderte Abkehr von einer Geschichte der „großen Männer“ hin zu einer alle Teile einer Gesellschaft oder einer Kirche umfassenden Sozialgeschichte scheitert ja häufig an fehlenden Quellen. Indem man den Nachlass der Großeltern in einem Tagebucharchiv, beim Institut für Zeitgeschichte in München oder dem Stadtarchiv abgibt oder die neuen Vorstände eines (kirchlichen) Vereins jedes Jahr von Neuem auf die Notwendigkeit des Archivierens der eigenen Arbeit hinweist, kann jeder dazu beitragen, das Quellenmaterial für zukünftige Forschergenerationen zu diversifizieren und überhaupt sicher zu stellen, dass Historiker weiterhin Orte zum Suchen und Finden haben.

Die Ergebnisse dieser „vorbehaltslosen Anerkennung der eigenen Realität“ (im Sinne Hünemanns), der Aufarbeitung der Geschichte wie der Kirchengeschichte, müssen jedoch auch wahr- und ernst genommen werden – letztere nicht zuletzt, insbesondere innerhalb der Römisch-Katholischen Kirche, als Theologie. Nicht im Sinne teleologischer Heilsgeschichten, wie sie bis ins 19. Jahrhundert geschrieben wurden. Sondern – ganz im Sinne Ignaz von Döllingers⁸ oder heute Hubert Wolfs⁹ – in der Anerkennung der Kontingenz der Theologie und der Kirchen. Zurecht verweist Wolf in seinem Buch über (mehr oder weniger absichtlich) vergessene Traditionen der Kirchengeschichte auf die jüdische Tradition: „[I]m Talmud, der Sammlung der rabbinischen Lehren, wurde in der Mischna, dem in der Mitte einer Seite gedruckten Haupttext, zwar jeweils die Mehrheitsmeinung zu einem bestimmten Thema festgehalten. In der Tossefta, den Hinzufügungen, die an den Rändern der Seite notiert sind, wurden jedoch alle unterlegenen, mitunter äußerst konträren Minderheitspositionen dokumentiert, auch wenn sie nur von einem einzigen Gelehrten vertreten worden waren. Auf die Frage eines Schülers, warum man denn die unterlegenen Meinungen nicht einfach vernichtet und nur Mehrheitsmeinungen tradiert habe, waren einige der Meinung, man habe das nur getan, um sie eben durch ihre Erwähnung und Widerlegung außer Kraft zu setzen. Rabbi Jehud[a] ... widersprach; sie sind aufbewahrt worden, damit man sich auf sie stützen können, wenn vielleicht ihre Stunde kommt.“¹⁰

5 Das Problem der vermeintlichen Selbstverständlichkeit: Das Judentum

Die Auseinandersetzung mit dem Judentum ist dabei selbst ein Bereich, in dem in allen Konfessionen Nachholbedarf besteht. Natürlich hat sich einiges getan, hat gerade nach der Shoah ein „Paradigmenwechsel“ in der Theologie stattgefunden, wie es Edith Petschnigg und Irmtraud Fischer im Untertitel eines von ihnen herausgegebenen Sammelbandes zum jüdisch-christlichen Dialog formulieren.¹¹ Für manch einen scheint sich das Thema damit erledigt zu haben. Bezeichnenderweise brachten dieselben Herausgeberinnen zusammen mit Gerhard Langer ein Jahr später jedoch einen Sammelband unter dem Titel: „Hat der jüdisch-christliche Dialog Zukunft?“ heraus.¹² Denn einerseits erkennen die Kirchen in ihrer offiziellen Haltung die weiterhin gültige Offenbarung Gottes an die Juden an. Andererseits lebt – konfessionsübergreifend – latent ein Desinteresse am oder gar eine Abwertung des Judentums fort. Letzteres beispielsweise in Form des sich hartnäckig haltenden vermeintlichen Gegensatzes vom rachsüchtigen Gott des Alten Testaments und dem barmherzigen Gott Jesu oder dadurch, dass die neutestamentliche antijüdische Polemik in Predigten weiterhin als Beschreibung des Judentums der Zeit Jesu reproduziert wird. So stellt Christian Wiese fest, „dass sich die Geschichte des Verhältnisses des Christentums [...] zum Judentum weithin als eine Geschichte des Verschweigens und der Verzerrung des jüdischen Selbstverständnisses liest, zugleich als die Tradition eines theologischen Redens vom Judentum, das mit der Geschichte des modernen Antisemitismus eng verflochten ist und in letzter Konsequenz mit zur schweigenden Preisgabe des gesamten europäischen Judentums an die nationalsozialistische Vernichtungspolitik beigetragen hat.“¹³

Theologisch geht es um das Gottesbild selbst: Indem wir das Alte Testament und das Judentum nicht ernst nehmen, nehmen wir letztlich den Juden Jesus selbst nicht ernst, und damit seinen und unseren Gott.¹⁴ Gesamtgesellschaftlich ist das Thema Judentum darüber hinaus untrennbar mit dem Problem des Antisemitismus verknüpft: Solange das Judentum unter Christen mehr oder weniger direkt abgewertet wird, haben antijüdische und antisemitische Ressentiments einen zusätzlichen Nährboden. Historisch bleiben der Antijudaismus und damit auch der Antisemitismus

eine Erfindung des Christentums – die das Europa des 19. Jahrhunderts dann erfolgreich in die islamische Welt exportierte.¹⁵ Während in Deutschland nach einer vom Bundesinnenministerium in Auftrag gegebenen Studie des Unabhängigen Expertenkreises Antisemitismus von 2011 trotz der Aufarbeitung der Shoah etwa 16 Prozent der Bevölkerung antisemitische Ansichten vertreten, sind es in Ost- und Ostmitteleuropa bis über 40 Prozent (hier wären auch die Orthodoxen Kirchen gefragt) sowie im Mittleren und Nahen Osten bis über 90 Prozent – unter Christen und Muslimen.¹⁶ Diese Zahlen sind nicht nur erschreckend, sie sind ein Auftrag.

Inwieweit nehmen wir als Kirchen und Wissenschaftler außerhalb der alttestamentlichen Exegese jüdische Theologie und jüdisches Gemeindeleben wahr? Inwieweit nehmen wir die Hebräische Bibel, den Tanach, für sich und nicht nur auf Jesus als den Christus hin ernst? Inwieweit nehmen wir Jesus als Juden ernst? Dabei muss zuerst damit ernst gemacht werden, dass wir Christen nur die „Zweitadressaten“¹⁷ der Offenbarung sind. Abgesehen davon, dass sich auch in der Hebräischen Bibel das Heil nicht exklusivistisch auf die Israeliten beschränkt – man denke beispielsweise an das Bild der Straße von Ägypten über Israel nach Assur als Zeichen der gemeinsamen Erwählung in Jes 19,23-25 – ist die Botschaft Jesu eben nichts anderes als eine Zusammenfassung bzw. eine Lesart der Hebräischen Bibel. Am Ende der großen Jubiläumstagung zum Zweiten Vatikanischen Konzil in München 2015 stand als eine Art Ausblick und Auftrag ein Mehrgenerationengespräch zum Thema Judentum.¹⁸ Einerseits ein schönes Signal, andererseits traurig, dass so etwas 70 Jahre nach dem Ende der Shoah nicht nur sinnvoll, sondern hochgradig notwendig erscheint.

6 Das Problem der Perspektive: der Weltgebetstag der Frauen

Die Bedeutung eines Themas und die Regalmeter, die es in Bibliotheken einnimmt, entsprechen sich nicht unbedingt. Ein Beispiel hierfür ist der Weltgebetstag der Frauen (WGT).¹⁹ Die Idee dahinter (ein öffentliches Gebet von Frauen in der Auseinandersetzung mit der Situation in den Missionsländern) reicht bis auf die Initiative einer Baptistin in New England im Jahr 1812 zurück. Weitere Meilensteine waren 1888 die Gründung des Weltmissionskomitees Christlicher Frauen in London (22 Jahre vor der Weltmissionskonferenz in Edinburgh, die heute als Beginn der Ökumenischen Bewegung gilt) sowie die Gründung eines ökumenischen Gebetskreises in den USA 1897. Nachdem im Jahr 1910 das 50. Jubiläum der Frauenmissionsgesellschaften für Äußere Mission in den USA gefeiert worden war, erging 1912 in Philadelphia ein Aufruf zu einem Vereinigten Gebetstag für die Äußere Mission. Nach den Schrecken des Ersten Weltkriegs wurde er am 20. Februar 1920 in den gesamten Vereinigten Staaten begangen. Als „Geburtsstunde“ des WGT gilt dann der Weltgebetstag für die Mission am 4. März 1927, der neben Nordamerika bereits in Asien, Afrika, Europa und Südamerika gefeiert wurde – um die Jahrtausendwende waren 170 Länder beteiligt. Der WGT gilt damit als „älteste und größte ökumenische weltweite Basisbewegung“.²⁰ In Deutschland fasste die Bewegung nach dem Zweiten Weltkrieg Fuß – wiederum insbesondere aufgrund des Engagements von Amerikanerinnen. Von alt-katholischer Seite beispielsweise nahm die damalige Vorsitzende des Bundes alt-katholischer Frauen, Ruth Michelis, 1953 am europäischen Treffen des WGT in der Schweiz teil und brachte eine völlig neue Form des Bibellesens aus weiblicher Perspektive mit.²¹

Durch sein Leitwort „Informiertes Beten und betendes Handeln“ (1978) hat der WGT eine dreifache Bedeutung: Zunächst hat er Bildungsarbeit geleistet, indem er einen Rahmen schuf, in dem sich Frauen gegenseitig ihre unterschiedlichen Lebensumstände und Probleme erklären konnten. Daneben war er durch die jährliche Kollekte und die dadurch finanzierten Projekte ein Ort der gelebten Solidarität und förderte, lange bevor sich dies in der entstehenden Entwicklungshilfe als besonders nachhaltige Strategie erwies, Frauen. Zuletzt bot er einen Ort, an dem Frauen selbst Liturgie gestalteten und wurde damit zu einem zentralen Ort der Emanzipation innerhalb

der Kirchen.²² Im Fall der alt-katholischen Kirche in Deutschland beispielsweise begann hier eine liturgische Emanzipation der Frauen, die letztlich zur Einführung der Frauenordination 1994 führte.²³

Karl Heinz Voigt fasst die Diskrepanz zwischen Bedeutung und wissenschaftlicher Wahrnehmung des WGT in seiner 2016 erschienen Geschichte der Ökumene in Deutschland wie folgt zusammen: „Angesichts dieser herausragenden ökumenischen Bedeutung des Weltgebetstages ist es überraschend, dass [er] in den historischen Publikationen zur jüngsten Kirchengeschichte schlicht übersehen wurde.“²⁴ Schlicht? Vielleicht ist es doch mehr als ein unglücklicher Zufall, nämlich ein strukturelles Problem. Und eigentlich sogar ein doppeltes: Zum einen wird Kirchengeschichte bis heute überwiegend von Männern betrieben, die den WGT wahrscheinlich vielfach wirklich übersehen haben. Zum anderen war auch die Liturgie lange Männern vorbehalten und ist es zum Teil bis heute, so dass die Bedeutung des WGT für Frauen, die hier erstmals selbst liturgisch tätig werden konnten, von vielen (Männern) vermutlich nicht wahrgenommen wurde. Natürlich sind das Hypothesen. Gleichzeitig wäre es zu einfach, Urteile, wie dass eine Bewegung von der Bedeutung des WGT „übersehen“ wurde, mit einem Schulterzucken hinzunehmen. „Frauengeschichte“ oder Gender-Perspektiven werden sich erst dann erübrigt haben, wenn alle, die (kirchen-)historisch tätig sind, selbstverständlich Männer und Frauen wahrnehmen, zum Gegenstand der Untersuchung machen und die verschiedenen Perspektiven ernstnehmen.

Darüber hinaus besteht ein Quellenproblem, das sich auch bei anderen Themen zeigt, neben dem WGT beispielsweise bei den Katholikentagen, den Internationalen Alt-Katholiken-Kongressen oder den Evangelischen Kirchentagen. Hierbei handelt es sich um Formate, die einerseits Mal für Mal detaillierte Berichtbände oder umfangreiches Arbeitsmaterial produzieren. Andererseits spielt sich oft das Wesentliche solcher Veranstaltungen im Miteinander während der Veranstaltungen und im persönlichen Gespräch ab – was von offiziellen Dokumentationen kaum eingefangen werden kann. Auch die Frage nach einer etwaigen Langzeitwirkung von kirchlichen Großveranstaltungen oder auch dem WGT muss eigentlich auf Ebene der Gemeinden oder einzelner Biographien beantwortet werden – im Fall des WGT sogar idealerweise im weltweiten Vergleich. Eine Herausforderung, keine Frage, aber kein Grund, zu riskieren, dass eine Bewegung wie

der Weltgebetstag der Frauen langfristig aus dem historischen Bewusstsein verschwindet. Zumal seine Strategie, miteinander zu beten und sich umfassend mit den Kontexten der Glaubensgeschwister auseinanderzusetzen, in Zeiten stagnierender ökumenischer Einheitsbestrebungen womöglich neu an Bedeutung gewinnen könnte und sollte.²⁵

7 Problem der Quellen: Taizé

In Extremform stellt sich dieses Quellenproblem im Fall der ökumenischen Gemeinschaft von Taizé, deren Entwicklung weder geplant noch vorhersehbar war.²⁶ 1940 ließ sich der reformierte Pfarrer Roger Schutz mit seiner Schwester im gleichnamigen Dorf auf einem windigen Hügel in Burgund, in der vermeintlich Freien Zone Frankreichs, nieder. 1944 kamen die ersten (reformierten) Brüder hinzu – der erste anglikanische Bruder trat 1961, der erste römisch-katholische 1969 ein. Im Zweiten Weltkrieg kümmerten sie sich um geflüchtete Juden und Kriegsgefangene. Angelo Roncalli, der spätere Papst Johannes XXIII., genehmigte 1948 die Nutzung der Dorfkirche als Simultaneum für katholische und evangelische Gottesdienste. Bereits 1953 fiel die Entscheidung, dass Taizé keine Bewegung sein will, sondern dass die Gäste ihre Erfahrungen in ihre Kirchen und Heimatgemeinden tragen sollen.

Denn seit 1944 kamen Jugendliche, die bei der Gemeinschaft Stille und Gebet suchten. 1962 traf Frère Roger zum ersten Mal mit dem ökumenischen Patriarchen Athenagoras zusammen; 1965 konnte ein orthodoxes Zentrum in Taizé eingeweiht werden. Zwischenzeitlich wurde die Dorfkirche für die Brüder und die wachsende Zahl an Gästen zu klein und der Neubau zusammen mit der 1958 ins Leben gerufenen „Aktion Sühnezeichen“ der Evangelischen Kirche in Deutschland in Angriff genommen: 1962 wurde die „Kirche der Versöhnung“ geweiht, deren bewegliche Wände sich fortan den übers Jahr schwankenden Besucherzahlen anpassten. Das Zweite Vatikanische Konzil, das im selben Jahr begann, ebnete nicht nur vielen Katholiken den Weg nach Taizé, sondern ermöglichte auch Frère Roger, sich im Rahmen der „Operation Hoffnung“ für Südamerika zu engagieren. Mitte der 1960er Jahre wurden aufgrund der steigenden Besucherzahlen

die „Permanents“ eingeführt, junge Erwachsene, die mehrere Monate in Taizé mitleben und Unterkünfte, Mahlzeiten und Aufgaben der Gäste koordinieren.

1970, nach einem Jahrzehnt der Umbrüche in Kirchen und Gesellschaften, lud die Gemeinschaft zu einem „Konzil der Jugend“ im Jahr 1974 ein, zu dem 40.000 Jugendliche aus 100 Ländern kamen. Dies gab den Anstoß zu zwei richtungsweisenden Entscheidungen: Einerseits wurde die Liturgie in ihrer heutigen Form entwickelt. Andererseits orientierte sich Taizé nun mehr nach außen: Hatte es bereits seit den 1950er Jahren provisorische Fraternitäten in Marseille, Algerien, der Elfenbeinküste und den USA gegeben, folgten nun weitere, insbesondere in Brasilien, in Kenia, dem Senegal und Dakar. Daneben setzte eine rege Reisetätigkeit ein, von Frère Roger und den Brüdern selbst, aber auch von Freiwilligen, die den Geist der Gemeinschaft weitertragen, die Konfessionen miteinander ins Gespräch bringen und Not lindern wollten – ein „Pilgerweg der Versöhnung“ bzw. heute ein „Pilgerweg des Vertrauens auf der Erde“. Dazu gehören auch die 1978 begonnenen Europäischen Jugendtreffen über den Jahreswechsel, die die Gemeinschaft in Kooperation mit den Gemeinden vor Ort vorbereitet und durchführt. Von Barcelona bis Breslau und von Rom bis Riga haben diese Treffen seither jährlich zwischen 15.000 und 100.000 junge Erwachsene angezogen. In Taizé selbst schwankt die Zahl der Gäste derzeit zwischen einigen wenigen im Winter und 6.000 Jugendlichen pro Woche im Sommer. Hieß es zunächst „Taizé bei Cluny“, so hat sich das Bedeutungsverhältnis mittlerweile umgedreht, und die europaweit ausstrahlende Hochburg der mittelalterlichen Ordensreform wurde zu „Cluny bei Taizé“ degradiert.

Abgesehen davon, dass die Gemeinschaft selbst ökumenisch ist, ist auch der Alltag in Taizé ökumenisch geprägt: römisch-katholische Eucharistie, eine evangelische Wertschätzung der Schrift und orthodoxe Ikonenverehrung gehen hier Hand in Hand. Das einende Band sind die von Frère Robert Giscard und Jacques Berthier erfundenen unverwechselbaren, meditativen und mehrsprachigen Gesänge von Taizé, die inzwischen weltweit in Liederbücher und Liturgien Eingang gefunden haben. Sie sind dadurch zu einer musikalischen Brücke zwischen Völkern und Konfessionen geworden, deren Bedeutung kaum überschätzt werden kann. Sowohl die Bedeutung der Gesänge von Taizé als gemeinschaftsstiftendes Moment als auch die Erfah-

rungen der zigtausend Jugendlichen in Taizé wie auf den europäischen Jungentreffen finden kaum Niederschlag in schriftlichen Quellen bzw. nur als Puzzleteile, die über die ganze Welt verstreut sind.

Wer es erlebt hat, der vergisst weder den wunderbaren Gesang noch die intensiven, zum Teil lebensverändernden Gespräche in mehr oder weniger schlechtem Englisch oder den Chlorgeschmack des Kakaos – und wird auch letzteren in bester Erinnerung behalten. Wer es nicht erlebt hat, distanziert sich vielleicht von dem scheinbar synkretistischen Neo-Hippie-Gehabe bei schlechtem Essen auf Kunststoffgeschirr. Aber was, wenn es Taizé einmal nicht mehr geben sollte und das derzeit selbstverständliche Wissen darum schwindet? Anlässlich der europäischen Jungentreffen greifen Journalisten das Thema auf, ohne dem, was hinter den beeindruckenden Zahlen von soundso viel Gästen und soundso viel Gastgebern an persönlichen Erlebnissen, Gesprächen und entstandenen Freundschaften steht, wirklich Ausdruck verleihen zu können. Die Gemeinschaft selbst hilft wiederum nicht bei dem Quellenproblem, da sie ihr Archiv regelmäßig vernichtet, um ihrem Selbstverständnis eines stets anpassungsfähigen Provisoriums gerecht zu werden. Wie lässt sich die Bedeutung von Taizé einfangen und festhalten? Oder werden sich Archäologen irgendwann fragen, welcher ominöse Kult auf der ganzen Welt kleine verbogene Metallkreuze (die Friedenstaube von Taizé) hinterlassen hat? Auch hier wären beispielsweise weltweite vergleichende biographische Studien vonnöten oder rezeptionsgeschichtliche Untersuchungen über die Gesänge von Taizé.

8

Ausblick

1992 drehte der Österreichische Rundfunk die satirische Dokumentation „Das Fest des Huhns“. Der Film zeigt ein afrikanisches Forscherteam von Ethnologen, die die Gebräuche Oberösterreichs untersuchen. Was sie vorfinden, sind leere Kirchen und volle Bierzelte. In letzteren trinkt man sich scheinbar rituell in Ektase, isst Unmengen Grillhähnchen und tanzt den Ententanz. Dass die Oberösterreicher selbst jede kultische Bedeutung dieser Praktiken abwehren, unterstreicht in den Augen der Forscher ihre enorme Bedeutung, in die Fremde nicht eingeweiht werden sollen. Außerdem erscheint eindeutig, dass

die „Taube“ aus den leeren Kirchen das verbindende Element zu dem neuen Kult darstellt, das damit zum „Fest des Huhns“ wird. Der Film schafft einen völligen Perspektivenwechsel, bricht scheinbare Selbstverständlichkeiten auf, zeigt die Gefahr geschlossener Diskurse und entlarvt die Selbstgerechtigkeit mancher Forschung. Ganz allgemein ist der Film eine Einladung, sein eigenes Tun und Forschen sowie Pfadabhängigkeiten der eigenen Disziplin zu hinterfragen: sich selbst als Forschenden mit der je eigenen Prägung, die ausgewählten und die nicht ausgewählten Quellen, die Themen, Akteure und Strukturen der Untersuchung. Zu finden gibt es genug.

Ruth Nientiedt, M.A., Jahrgang 1988, ist Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Seminar für Mittlere und Neuere Kirchengeschichte an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster und arbeitet an einer Dissertation über die innereuropäischen Beziehungen der Alt-Katholiken nach 1945.

Fußnoten

- 1 Alle Bibelzitate nach: Die Bibel. Einheitsübersetzung, Stuttgart 2016.
- 2 Vgl. Klaus Fischer: Philosophie und Mystagogie. Karl Rahners „reductio in mysterium“ als Prinzip seines Denkens, in: Zeitschrift für Katholische Theologie 120 (1998), 34–56.
- 3 Vgl. Josef Hochstafl: Negative Theologie, in: Lexikon für Theologie und Kirche 7 (1998), Sp. 723–725.
- 4 Vgl. Stefan Jordan: Vetorecht der Quellen, in: Docupedia-Zeitgeschichte (11.2.2010), URL: http://docupedia.de/zg/Vetorecht_der_Quellen (Zugriff 29.4.2018).
- 5 Peter J. Bräunlein: Passion / Pasyon: Rituale des Schmerzes im Europäischen und Philippinischen Christentum, München 2010, 39.
- 6 Vgl. Ulrich van Suntum: Die unsichtbare Hand. Ökonomisches Denken gestern und heute, Berlin 2013, 50.
- 7 Peter Hünermann: Ekklesiologie im Präsens. Perspektiven, Münster 1995, 170.
- 8 Vgl. Christian Oeyen: Döllinger und die Freiheit in der Kirche, in: Ders.: Denkbewegungen. Gesammelte Aufsätze zur alt-katholischen Theologie. Hg. Von Angela Berlis, Günter Eßer und Matthias Ring (=Geschichte und Theologie des Alt-Katholizismus B 2), Bonn 2004, 94–115.
- 9 Vgl. Hubert Wolf: „Die Kirche fürchtet gewiss nicht die Wahrheit, die aus der Geschichte kommt.“ (Johannes Paul II.) Zur Verantwortung der Kirchengeschichte, in: Gregor Maria Hoff (Hg.), Verantworten (Jahrbuch der Salzburger Hochschulwochen 2012), Innsbruck 2012, 15–35.
- 10 Hubert Wolf: Krypta. Unterdrückte Traditionen der Kirchengeschichte, München 2015, 206–207.
- 11 Siehe Edith Petschnigg, Irmtraud Fischer (Hg.): Der „jüdisch-christliche“ Dialog veränderte die Theologie. Ein Paradigmenwechsel aus ExpertInnsicht, Wien 2016.
- 12 Siehe Edith Petschnigg, Irmtraud Fischer, Gerhard Langer (Hg.): Hat der jüdisch-christliche Dialog Zukunft? Gegenwärtige Aspekte und zukünftige Perspektiven in Mitteleuropa (=Poetik, Exegese und Narrative Studien zur jüdischen Literatur und Kunst 9), Göttingen 2017.
- 13 Christian Wiese: Antisemitismus in der Evangelischen Theologie und Kirche. Expertise für den 2. Unabhängigen Expertenkreis Antisemitismus ?des Bundesministeriums des Innern? (April 2018), URL: https://www.bmi.bund.de/SharedDocs/downloads/DE/publikationen/themen/gesellschaft-integration/expertenkreis-antisemitismus/antisemitismus-in-der-evangelischen-theologie-und-kirche-dr-wiese.pdf?__blob=publicationFile&v=2 (Zugriff: 29.4.2018).

- 14 Siehe grundlegend Schalom Ben Chorin: Bruder Jesus. Der Nazarener in jüdischer Sicht, München 1977 und Christian Rutishauser: Christlichen Glauben denken. Im Dialog mit der jüdischen Tradition (=Forum Christen und Juden 15), Zürich 2016.
- 15 Vgl. Reinhard Schulze: Importierter Hass, in: ZEIT Geschichte Nr. 2/2016, URL: <https://www.zeit.de/zeit-geschichte/2016/02/antisemitismus-juden-europa-islam-christentum-vertreibung> (Zugriff 29.4.2018). Siehe grundlegend ders.: Geschichte der islamischen Welt. Von 1900 bis zur Gegenwart, München 2016.
- 16 Vgl. Bundesministerium des Innern (Hrsg.): Antisemitismus in Deutschland. Erscheinungsformen, Bedingungen, Präventionsansätze. Bericht des unabhängigen Expertenkreises Antisemitismus (August 2011), URL: https://www.bmi.bund.de/SharedDocs/downloads/DE/publikationen/themen/gesellschaft-integration/expertenkreis-antisemitismus/antisemitismus-in-deutschland-bericht.pdf?__blob=publicationFile&v=3 (Zugriff: 29.4.2018).
- 17 Christoph Dohmen, Thomas Hieke: Die Bibel – eine Einführung, Kevelaer ³2010, 57. Siehe grundlegend Frank Crüsemann: Das Alte Testament als Wahrheitsraum des Neuen. Die neue Sicht der christlichen Bibel, Gütersloh 2011.
- 18 Bezeichnenderweise nimmt der Dokumentationsband mit keinem Satz darauf Bezug, dass es im Mehrgenerationengespräch hauptsächlich um das Verhältnis zum Judentum ging. Vgl. Christoph Böttigheimer, René Dausner (Hg.): Das Konzil „eröffnen“. Reflexionen zu Theologie und Kirche 50 Jahre nach dem II. Vatikanischen Konzil, Freiburg i.Br. 2016, 18.
- 19 Vgl. im Folgenden Helga Hiller: Ökumene der Frauen. Anfänge und frühe Geschichte der Weltgebetstagsbewegung in den USA, weltweit und in Deutschland (=Schriftenreihe zum Weltgebetstag 4), Stein 1999.
- 20 Elfriede Dörr: Lernort Weltgebetstag. Zugänge zum ökumenischen Gebet durch den Weltgebetstag der Frauen (=Forum Systematik. Beiträge zur Dogmatik, Ethik und ökumenischen Theologie 34), Stuttgart 2009, 15.
- 21 Vgl. Ruth Michelis: Europäische Gebetsgemeinschaft in Zürich, in: Alt-Katholische Kirchenzeitung 5 (1961), 4, 39– 40.
- 22 Vgl. Elfriede Dörr: Lernort Weltgebetstag, 15–39.
- 23 Vgl. 1.7.89 Ilse Brinkhues an Hans J. Dronia, in: Archiv des Bundes alt-katholischer Frauen, 1988–1993.
- 24 Karl Heinz Voigt: Ökumene in Deutschland. Von der Gründung der ACK bis zur Charta Oecumenica (1948–2001) (=Kirche – Konfession – Religion 65), Göttingen 2015, 130.
- 25 Vgl. Alexander Foitzik: Basis: Der Weltgebetstag der Frauen als Modell gelungener Ökumene, in: Herder-Korrespondenz 62 (2008), 114.
- 26 Vgl. im Folgenden Jean-Claude Escaffit, Moïz Rasiwala: Die Geschichte von Taizé, Freiburg i.Br. ²2013.

Theresa Hüther

„Die Vergiftungs-Geschichte der Prinzessin von Hohenzollern, bei welcher der Jesuit P. Kleutgen beteiligt war“¹

Ein Skandal in Rom und seine publizistischen Nachwehen während des Kulturkampfes



Es ist ungewöhnlich, dass es ein historisches Werk auf eine Bestsellerliste schafft. Doch das Buch *Die Nonnen von Sant' Ambrogio*² des Münsteraner Kirchenhistorikers Hubert Wolf erreichte bereits kurz nach Erscheinen im Frühjahr 2013 den 7. Platz der Spiegel-Bestsellerliste.³ Die „wahre Geschichte“ des römischen Nonnenklosters mit *sex and crime* im Rom des 19. Jahrhunderts zeigt viel über die damalige Mentalität in der römisch-katholischen Kirche. Dies wirft auch Fragen auf, die die alt-katholische Kirche betreffen: Hatten die Ereignisse in dem römischen Schwesternkloster ein Jahrzehnt vor dem Ersten Vatikanischen Konzil einen Einfluss auf die Dogmatisierung von päpstlicher Unfehlbarkeit und Jurisdiktionsprimat? War dieser Fall Sant' Ambrogio alt-katholischen Theologen bekannt – und wenn ja, bestärkte dieses Wissen ihren Widerstand gegen die neu definierten Dogmen und gegen die römisch-katholische Kirche allgemein?

1 Die Nonnen von Sant' Ambrogio

Zunächst ein kurzer Überblick über die Ereignisse in Sant' Ambrogio:⁴ Am 25. Juli 1859 wandte sich die Ordensschwester Fürstin Katharina von Hohenzollern-Sigmaringen hilfeschend an ihren Cousin, Erzbischof Gustav Adolf zu Hohenlohe-Schillingsfürst. Sie sei beinahe Opfer eines Mordanschlages geworden. Einen Tag später konnte sie mit seiner Unterstützung das römische Schwesternkloster Sant' Ambrogio verlassen.⁵ Ihr Cousin brachte Katharina zur Erholung auf seine Sommerresidenz in Tivoli, wo sie den Benediktiner Maurus Wolter aus der Abtei Sankt Paul vor den Mauern traf, der ihr neuer Beichtvater wurde. Auf sein Drängen erhob Katharina einige Wochen später Klage vor der Inquisition.⁶

Katharina von Hohenzollern war im März 1858 in das strenge römische Kloster der regulierten Terziarfranziskanerinnen Sant' Ambrogio eingetreten. Dort kam sie langsam hinter das Geheimnis des Klosters, nämlich die Verehrung der von der Inquisition verurteilten Gründerin und Visionärin Agnese Firrao als Heilige.⁷ Zunächst war Katharina von der jungen Novizenmeisterin Schwester Maria Luisa Ridolfi fasziniert.⁸ Dann jedoch erbat Maria Luisa von Katharina die Übersetzung eines deutschsprachigen Briefes des aus Tirol stammenden Peter Maria Kreuzburg. Dessen erotischer Inhalt sorgte

für eine Entfremdung zwischen Katharina und der Novizenmeisterin,⁹ weil offenbar eine sexuelle Beziehung zwischen der Novizenmeisterin und dem Verfasser bestand.¹⁰ Zudem zog Katharina die übernatürlichen Erscheinungen, die Maria Luisa zu erleben behauptete, in Zweifel.¹¹ Nachdem Katharina diese Vorgänge klären wollte, kam es im Dezember 1858 zu mehreren Versuchen, sie zu vergiften.¹² Ihr Tod wurde zudem von Briefen angekündigt, die angeblich von der Jungfrau Maria stammten.¹³

Nach Voruntersuchungen wurde im Dezember 1859 das Inquisitionsverfahren eröffnet.¹⁴ Dabei kamen noch weitere Details ans Tageslicht: So zwang Maria Luisa einzelne Schwestern zu sexuellen Akten unter dem Vorwand religiöser Zeremonien.¹⁵ Auch in der Nacht vor der Profess der Novizinnen kam es im Schlafzimmer der Novizenmeisterin immer wieder zu lesbischen Initiationsriten.¹⁶ Maria Luisa hatte zudem ein Verhältnis zum zweiten Beichtvater des Klosters, dem Jesuiten Guiseppe Peters.¹⁷ Auch der Mordverdacht erhärtete sich: Neben Katharina hatte Maria Luisa auch zwei weitere Mitschwestern zu ermorden versucht. Zwei Novizinnen und eine Mitschwester starben durch ihr Eingreifen bzw. durch unterlassene Hilfeleistung.¹⁸ Die vorgetäuschte Heiligkeit der charismatischen und hoch manipulativen Maria Luisa wurde auch durch die Äbtissin,¹⁹ die beiden Beichtväter Guiseppe Leziroli²⁰ und Guiseppe Peters sowie dem Kardinalprotektor des Klosters Kardinalvikar Patrizi²¹ und dem eng mit dem Kloster verbundenen Kardinal August Graf Reisach²² gedeckt. Erst dies ermöglichte Maria Luisa, sich wichtige Ämter anzueignen und im Kloster eine umfangreiche Macht auszuüben. Eine besondere Brisanz hatten die Vorgänge in Sant' Ambrogio auch deshalb, weil Guiseppe Peters lediglich ein Pseudonym war. Unter seinem richtigem Namen Joseph Kleutgen hatte der bekannte und einflussreiche Jesuit wichtige neoscholastische Werke verfasst,²³ darunter sein Hauptwerk *Theologie der Vorzeit*.²⁴ Ihm wurde im Laufe des Verfahrens auch eine sexuelle Beziehung zu Alessandra Carli nachgewiesen, da er darüber in einem Brief berichtet hatte, von dem er annahm, dass die Jungfrau Maria die Empfängerin sei.²⁵ Ein weiterer angeblicher Marienbrief von Maria Luisa denunzierte den Jesuiten Carlo Passaglia, der Dogmatik an der Gregoriana lehrte und eine offenere Theologie als Kleutgen vertrat, als homosexuell und unterstellte ihm eine Beziehung zu seinem Mitbruder Clemens Schrader. Dies führte dazu, dass Schrader im August 1857 nach Wien versetzt wurde.²⁶ Der Inquisitionsprozess wurde im Februar 1862

abgeschlossen, blieb jedoch nichtöffentlich.²⁷ Maria Luisa wurde zu 20 Jahren strenger Klosterhaft ohne Kontakt zur Außenwelt verurteilt,²⁸ Joseph Kleutgen wegen Häresie zu strenger Abschwörung sowie zwei Jahren Klosterhaft in einem Haus der Jesuiten.²⁹ Er verbrachte diese Zeit in Galloro, einem Erholungsheim der Jesuiten in den Albaner Bergen, also „kaum [...] ein[...] Aufenthalt [...], der auch nur entfernt an eine Haft ‚in den Zellen der Inquisition‘ erinnert.“³⁰

Diese Ereignisse hatten auch einen kirchenpolitischen Hintergrund: Ein jesuitisches Netzwerk, in das auch Reisach eingebunden war, wollte eine streng neoscholastische Theologie durchsetzen. Dies richtete sich gegen die kantische und die historische Schule der vor allem deutschsprachigen Theologie und insbesondere gegen den Wiener Theologen Anton Günther. Jenes Netzwerk erreichte, dass das milde Urteil der Indexkommission, das einige Werke Günters im Januar 1857 verboten hatte, durch das Breve *Eximiam Tuam* verschärft wurde, welches nun „Anton Günters Lehre feierlich verdammt.“³¹ Die Benediktiner von Sankt Paul vor den Mauern unter Abt Simplicio Pappalette-re³² standen auf Seiten Günters und lehnten die neuscholastische Richtung der Jesuiten ab, ebenso Hohenlohe.³³ Als Katharina von Hohenzollern von ihrem neuen Beichtvater Wolter zur Anzeige bei der Inquisition verpflichtet wurde, gelangten damit auch kompromittierende Details aus dem Leben Kleutgens an die zuständige Behörde. Obwohl ihm moralisch problematisches Verhalten nachgewiesen werden konnte, fiel seine Strafe jedoch vergleichsweise milde aus.³⁴ In den 1860er Jahren floss das von Kleutgen entwickelte Konzept eines ‚ordentlichen päpstlichen Lehramtes‘, das auch Aussagen des Papstes für verbindlich erklärte, die nicht in feierlicher Form verkündet worden waren, in päpstliche Dokumente mit ein. So taucht es im päpstlichen Breve *Tuas Libenter* von 1863 auf, das sich (wohl auf Betreiben Reisachs) gegen die Münchener Gelehrtenversammlung wandte, in der der Münchener Kirchenhistoriker Ignaz von Döllinger³⁵ Theologen verschiedener Richtungen zusammenbringen und die Freiheit der theologischen Forschung zu verteidigen suchte.³⁶ Später war Kleutgen in die Vorbereitung der Texte des Ersten Vatikanischen Konzils mit eingebunden und wirkte auch an der Formulierung von *Pastor aeternus* mit, was Wolf mit den Worten kommentiert: „Ein Häretiker schreibt Dogmen.“³⁷

Nach einer Zeit der Erholung in Tivoli zog Katharina von Hohenzollern in eine von Papst Pius IX. zur Verfügung gestellte Wohnung im Quirinalspalast.

Am 29. September 1860 unternahm sie dann eine Pilgerreise ins Heilige Land. Dies kam auch Pius IX. gelegen, da Katharina sich somit während des Inquisitionsprozesses nicht in Rom aufhielt.³⁸ Als Reisegefährten dienten ihr dabei ihr Beichtvater Maurus Wolter, dessen Bruder Placidus Wolter sowie Anselm Nickes, alle drei Benediktiner in St. Paul vor den Mauern,³⁹ dazu kam noch als weibliche Begleitung Maria Pohl.⁴⁰

2 Der Fall Sant' Ambrogio im Vorfeld des Ersten Vatikanischen Konzils

Wusste Joseph Hubert Reinkens über die Vorgänge in Sant' Ambrogio Bescheid? Der Breslauer Professor für Kirchengeschichte und spätere Bischof der alt-katholischen Kirche war einer der schärfsten Kritiker der Konzilsdekrete und wandte sich auch entschieden gegen die Verhältnisse an der römischen Kurie.⁴¹

Reinkens kannte die drei Benediktiner, die Katharina begleiteten, aus ihrer gemeinsamen Zeit in Bonn, als sie einem gүнtherianisch inspirierten Freundeskreis angehörten.⁴² Auch ihre weibliche Reisebegleitung Maria Pohl hatte Reinkens in Breslau kennengelernt⁴³ und stand auch mit ihr weiterhin im Briefkontakt.⁴⁴ In den Briefen an seinen Bruder Wilhelm richtete er regelmäßig Grüße von Maria Pohl aus.⁴⁵ Maria Pohl⁴⁶ konvertierte in den 1840er Jahren unter der Begleitung des Breslauer Domherren Heinrich Förster⁴⁷ zur katholischen Kirche. 1855 begann sie im Karmel in Wilten bei Innsbruck ihr Noviziat, das sie aber aus gesundheitlichen Gründen abbrechen musste. Aufgrund ihrer Bekanntschaft mit der Dichterin Luise Hensel reiste sie im Oktober 1857 nach Rom.⁴⁸ Dort wollte Pohl bei den Benediktinerinnen von Campo Marzo eintreten, was ihr jedoch trotz der Fürsprache des Abtes Pappalitere von Sankt Paul vor den Mauern aufgrund ihres „vorgeschrittenen Alters“ und dem bereits erfolglosen Versuch, Ordensschwester zu werden, von Kardinalvikar Patrizi verwehrt wurde.⁴⁹ Dies verwundert, weil beide Gründe auch auf Katharina von Hohenzollern zutrafen, die jedoch von Patrizi ein Jahr später die Erlaubnis bekam, in Sant' Ambrogio einzutreten.⁵⁰ Ab dem Juni 1858 hielt sich Maria Pohl in Kaltern in Tirol auf⁵¹ und versuchte im Herbst 1858, in das Zisterzienserinnenkloster Marienthal bei Ostritz in Sachsen einzutreten,⁵² wo Reinkens sie an Weihnachten besuchte.⁵³ Dieses

Kloster hatte sie aber spätestens im Sommer 1859 wieder verlassen⁵⁴ und verbrachte den Winter 1859/60 in Graz.⁵⁵ Von dort aus reiste sie über Ancona nach Rom, um sich der Reisegruppe ins Heilige Land anzuschließen.⁵⁶ Die Gruppe begann ihre Reise am 12. Februar 1860 mit dem Schiff in Civitavecchia.⁵⁷

Reinkens hatte im Vorfeld der Reise von Maria Pohl erfahren, dass die „Fürstinmutter von Hohenzollern“ ihr einen Brief geschrieben und um ihre Gesellschaft gebeten habe. Er hatte jedoch Ende Februar 1860 noch keine Nachricht von Maria Pohl und wusste daher nicht, ob diese sich tatsächlich der Reisegruppe angeschlossen hatte.⁵⁸ Drei Tage später erfuhr er, dass es möglich war, den Pilgern zu schreiben,⁵⁹ und sandte der Gruppe am 12. März 1860 einen Brief.⁶⁰ Ein Hinweis auf die Vorgänge in Sant' Ambrogio finden sich hier jedoch nicht. Während das Heilige Land die Pilger begeisterte, kam es innerhalb der Reisegruppe zu Unstimmigkeiten.⁶¹ Wenzel schreibt: „Die Jerusalemwallfahrt, gemeinsam begonnen, endete in Trennung. Schon während der Reise scheint die kleine Gruppe einen Riß erhalten zu haben.“⁶² Maria Pohl musste wegen gesundheitlicher Probleme nach Deutschland zurückreisen. Maurus Wolter schickte wohl Anselm Nickes bewusst zurück nach Rom, während er mit seinem Bruder Placidus und Katharina die Reise noch länger fortsetzte. Am 15. Mai fuhr Anselm von Kairo aus über Malta nach Civitavecchia und von dort aus zurück in sein Heimatkloster St. Paul vor den Mauern. Die beiden Wolters hingegen reisten mit Katharina über Triest nach Duino, wo sie sich in einem Haus von Katharinas Bruder einige Tage aufhielten. Dann fuhren die Brüder Wolter weiter nach Bonn, wo sie am 3. Juni 1860 bei ihrem Vater eintrafen.⁶³ Katharina begab sich Mitte Juni in ihr Schloss Bistritz in Böhmen.⁶⁴ Da sie dorthin auch die beiden Brüder Wolter einlud, fuhren diese Ende Juni nach Bistritz und von dort aus über Wien wieder nach Duino zurück. Damit „war Breslau und das geplante Treffen mit Reinkens und Baltzer vom Programm abgesetzt, sehr zum Leidwesen der Breslauer Freunde.“⁶⁵ Auf dieses Treffen hatte sich Reinkens sehr gefreut und auch erwartet, dort mehr von der Pilgerreise zu erfahren.⁶⁶ Über die veränderte Reiseroute zeigte er sich enttäuscht: „Ich will über die Motive dieser veränderten Reiseroute nicht urteilen, wie sie es gewiß selbst nicht tun, aber es tut mir sehr leid, daß ich sie nicht sehe und spreche; es wäre wohl wichtiger gewesen, ein paar Tage die Breslauer Zustände von Angesicht zu Angesicht kennenzulernen, als in Bistritz in Böhmen auszuruhen

von – keiner Arbeit.“ Der Einladung nach Bistritz, die Maurus Wolter ausgesprochen hatte, konnte er aus Zeitgründen nicht folgen.⁶⁷

Aufgrund der Verurteilung Günthers hatte sich in Breslau Reinkens' Verhältnis zum Fürstbischof Heinrich Förster sehr verschlechtert. So gerieten auch die neuen Veröffentlichungen des Dogmatikers Johann Baptist Baltzer in die Kritik. Auf eine vermittelnde Tätigkeit der beiden Wolters mussten Reinkens und Baltzer jedoch verzichten.⁶⁸ Hier ist eine Entfremdung zwischen den Brüdern Wolter und Reinkens erkennbar, die unterschiedliche Auffassungen über das Vorgehen nach der Verurteilung Günthers hatten. Während Reinkens und Baltzer auf der Freiheit der Wissenschaft bestanden, mahnte Maurus Wolter sie, dass das kirchliche Klima in Rom problematisch sei. Aus seiner Sicht erschienen daher Baltzers Publikationen zu einem ungünstigen Augenblick. Damit deutete er an, dass eine Verurteilung auch dem undiplomatischen Veröffentlichungszeitpunkt zuzuschreiben war.⁶⁹ Nach ihrer Heimkehr nach Deutschland erwähnte Reinkens Maria Pohl im Juli 1860 in einem Brief an seinen Bruder Wilhelm,⁷⁰ im Dezember desselben Jahres ließ sie zum letzten Mal Grüße an Wilhelm Reinkens ausrichten.⁷¹ Offenbar zog Maria Pohl nun nach Graz. Sie trat im Jahr 1865 im Alter von 48 Jahren in das Dominikanerinnenkloster Maria Heimsuchung in Lienz in Tirol⁷² ein und erhielt den Ordensnamen Sr. Thomasia. Von dort war sie am Gründungsversuch eines Dominikanerinnenklosters im ungarischen Güns⁷³ beteiligt. Sie kehrte jedoch in das Lienzener Kloster zurück, wo sie am 26. Februar 1882 nach längerer Krankheit starb.⁷⁴

Für Katharina von Hohenzollern und die beiden Brüder Wolter führte der Weg nach ihrer Rückkehr nach Rom jedoch bald wieder nach Deutschland, um dort ein neues Benediktinerkloster zu gründen. Sie wurden am 29. September 1860 in einer Privataudienz von Papst Pius IX. verabschiedet.⁷⁵ Schließlich konnte Katharina am 25. September 1862 die ehemalige Benediktinerabtei Beuron erwerben, die durch die Säkularisation an das preußische Hohenzollern-Sigmaringen gefallen war. Beuron wurde bereits im April 1864 ein unabhängiges Priorat und schon im September 1868 zur Abtei erhoben, mit Maurus Wolter als ersten Abt.⁷⁶ Da es nicht zu einem persönlichen Treffen zwischen den beiden Benediktinern und Reinkens kam, ist davon auszugehen, dass dieser von ihnen nichts über die Angelegenheit von Sant' Ambrogio erfuhr. Es lassen sich auch keine Hinweise darüber

finden, dass Maria Pohl ihm davon berichtete, sofern diese überhaupt selbst davon wusste.

Doch es finden sich an anderer Stelle Äußerungen von Reinkens über problematische Verhältnisse in Rom, insbesondere während und nach seiner Romreise vom 12. Dezember 1867 bis in den Mai 1868.⁷⁷ Sind mit diesen Äußerungen auch die Vorgänge in Sant' Ambrogio gemeint? Bei seinem Rom-Besuch hatte Reinkens engen Kontakt zu Kardinal Hohenlohe, traf aber auch der Höflichkeit halber mit Papst Pius IX., Kardinal Reisach und dem Jesuitengeneral Beckx zusammen, die ebenfalls zumindest teilweise über die Vorgänge in Sant' Ambrogio informiert waren. Mit Hohenlohe hatte Reinkens „rege[n] Verkehr mit offenster Aussprache“⁷⁸, nachdem er ihn am 23. Dezember 1867 zum ersten Mal besucht hatte. Reinkens erfuhr von Hohenlohe „[m]anche Personen auch des Kardinalkollegiums belastenden Mitteilungen“, was sein Biograph damit zusammenfasste, dass „[d]ie Erfahrungen und Beobachtungen in den päpstlichen Kreisen [...] ihn aber oft unsäglich traurig [stimmten]“.⁷⁹ Diese recht allgemeinen Aussagen deuten zwar auf eine beginnende Entfremdung Reinkens' von seiner Kirche hin, ein dezidierter Hinweis auf die Vorgänge in Sant' Ambrogio ist hier jedoch nicht zu finden. Gleiches gilt für seine Briefe aus Rom an seinen Bruder, wo er die Treffen mit Hohenlohe und Pius IX. beschrieb.⁸⁰

Ein Hinweis auf die Ereignisse in Sant' Ambrogio ergab sich aber durch Reinkens' Bekanntschaft mit dem Breslauer Domkapitular Mortimer Johannes Montbach.⁸¹ Während Reinkens dem Domkapitular zunächst überzogenes Karrierestreben bescheinigte und ihn unter „eitle Menschen im Priesterrock“ subsumierte,⁸² verbesserte sich ihr Verhältnis später.⁸³ Dazu trug bei, dass sich Montbach im Domkapitel auf die Seite von Baltzers stellte, als dieser von Fürstbischof Förster wegen seiner theologischen Werke Schwierigkeiten bekam.⁸⁴ Jetzt besuchte Montbach Reinkens häufiger zu Hause und tauschte sich mit ihm aus.⁸⁵ Im November 1864 berichtete Joseph Hubert Reinkens seinem Bruder Wilhelm in einem Brief davon, was Montbach bei einem Treffen mit Kardinal Hohenlohe im oberschlesischen Rauden erfahren hatte:

„Die Jesuiten hatten in Rom ein weibliches Franziskaner-Kloster ganz unter ihrer Leitung. Kardinal Reisach war Protektor, aber Kleutgen und noch andere

Jesuiten die Seele. In dieses Kloster trat die Fürstin von Hohenzollern (die Freundin der Wolter), ich glaube im Jahre 1857. Eh sie das Noviziat vollendet hatte, wurde sie lebensgefährlich krank. Fürst Hohenlohe ging hin und verlangte sie zu sprechen. Die Oberin, welche allerlei tolle Stückchen nach bekanntem Zuschnitt aufgeführt, verweigerte ihm anfangs den Zutritt und sagte u.a., ‚es sei doch besser, wenn die Novizin in den letzten Stunden ihres Lebens durch Besuch nicht mehr gestört werde‘. Darauf Hohenlohe etwas aufgeregt: ‚Ich will meine kranke Verwandte sehen!‘ Bei der hohen Stellung und seinem Einflusse war nun die fernere Weigerung nicht mehr möglich, und die Oberin bat, dann möge er doch mit der Sterbenden italienisch sprechen, damit auch sie (die Oberin) noch Erbauung davon habe! Das sagte er zu, und er tat es auch. Während er noch mit der Fürstin sprach, wurde die Oberin gerufen, und kaum wandte sie den Rücken, so rief die Fürstin deutsch: ‚Rette mich aus diesem Hause, ich habe Gift! Es war zu wenig, um sofort zu töten, und die zweite vergiftete Tasse Kaffee habe ich abgewiesen!‘ Die Oberin kam wieder, und Hohenlohe ging – aber sofort zum Heiligen Vater, der ihm eigenhändig die Vollmacht erteilte, die Fürstin zu befreien und eine Untersuchung einzuleiten. Hohenlohe eilte zu Kardinal Reisach und teilte ihm zuerst mit, was er von der Fürstin gehört. ‚O‘, meinte dieser, ‚das wird so schlimm nicht sein; vielleicht ist in der Apotheke eine Unvorsichtigkeit begangen worden.‘ Nun zeigte Hohenlohe sein Mandatum, und es half keine Opposition. Ein Jahr haben die Jesuiten mit Reisach alle Künste und Mittel versucht, das Kloster zu retten; die von Hohenlohe eingeleitete Untersuchung hatte dennoch das Resultat, daß der Papst das Kloster unterdrückte und die einzelnen Nonnen in die verschiedensten Klöster verteilen ließ. So erzählt jetzt Hohenlohe! Da hast Du ein Pröbchen besonderer Heiligkeit! – Zu solchen Kunststückchen darf man freilich das Licht der Wissenschaft nicht auf einen zu hohen Leuchter setzen.“⁸⁶

Vergleicht man diese Darstellung mit dem Ablauf, den Hubert Wolf herausgearbeitet hat, so weist sie zwar (wohl der mündlichen Weitergabe geschuldet) einige Ungenauigkeiten auf, gibt die Ereignisse jedoch grundlegend zutreffend wieder.⁸⁷ Die Erzählung bestätigte offenbar Reinkens' Vorbehalte gegenüber ultramontaner Frömmigkeit. Der letzte Satz lässt jedoch vermuten, dass er den Wahrheitsgehalt der Geschichte zumindest teilweise bezweifelte. Dies legt nahe, dass diese Erzählung über die Vorgänge in Sant' Ambrogio seine Opposition gegen die Dogmen des Ersten Vatikanischen Konzils kaum nennenswert beeinflusste. Die Briefpassage macht jedoch auch deutlich,

dass diese Ereignisse nicht ganz geheim blieben, erfuhren hier ja neben Montbach auch Joseph Hubert und Wilhelm Reinkens davon.

3 Die Vorfälle in Rom werden öffentlich

Ende November 1878 meldete der Deutsche Merkur, dass in Rom Kardinal „*Franchi an Gift* gestorben“ sei.⁸⁸ Auch der Papst habe einen Aufenthalt in Monte Cassino wegen einer plötzlichen Erkrankung verschoben, womit angedeutet wurde, dass man auch versucht habe, Leo XIII. umzubringen.⁸⁹ Auf diese nicht belegte Meldung ging zwei Tage später die Neue Zeitung für das Katholische Deutschland⁹⁰ ein. Dort wurde sarkastisch geschlossen, dass die Alt-Katholiken „mit ihren Paar Dutzend Schäflein, zwischen Leben und Tod schwebend, noch ein armseliges Dasein“ führten. Aufgrund ihrer „Bedeutungslosigkeit“ würden sie versuchen, „durch Scandalgeschichten die Aufmerksamkeit der Menge auf sich zu lenken“. Den Namen der Wochenzeitung brachten sie damit in Verbindung, dass „Merkur [...] bekanntlich der Gott der Halunken und Spitzbuben [war]“. Vom Deutschen Merkur verlangte der Autor einen Beweis für seine Vergiftungsvorwürfe und bezichtigte ihn bis zu dessen Erbringung „vor aller Welt so lange der Lüge und Infamie“.⁹¹ Am folgenden Tag ging der Leitartikel abermals auf die Meldung des Deutschen Merkurs ein und fragte, ob eine solche unbewiesene Berichterstattung mit dem Anspruch an „intelligente[.]’ Leser[.]“ zu vereinbaren sei. Zugleich wurde den Alt-Katholiken unterstellt, dass diese Form der Berichterstattung damit zusammenhänge, dass eine Verständigung zwischen der Kurie und der preußischen Regierung über Beilegung des Kulturkampfes für sie auch finanziell der Untergang sei.⁹² Aus München erfolgte nun am 30. November 1878 eine Replik des Deutschen Merkurs: „Darauf entgegen wir einfach, daß wir Leuten, welche solche Ungezogenheiten schreiben, wie sie in dem Artikel der Neuen Zeitung enthalten sind, keine Antwort geben, daß wir aber auf keinen Fall uns von ihnen zum Verrathen unserer Quellen verleiten lassen werden, um sie ebenfalls der Hetze von Buben auszusetzen.“ Zudem drohte der Autor: „Die Vergiftungs-Geschichte der Prinzessin von Hohenzollern, bei welcher der Jesuit P. Kleutgen betheilig war und in Folge dessen von der Inquisition zu sechs Jahren Gefängniß verurtheilt wurde, ist noch längst nicht vergessen.“⁹³

In der Erwiderung der Neuen Zeitung wurde diese Meldung „Prof. J. A. Meßmer“ zugeschrieben.⁹⁴ Der Autor wies darauf hin, dass es ein Zirkelschluss sei, eine unbelegte Behauptung durch eine weitere unbelegte Behauptung belegen zu wollen. Er merkte zudem an: „Ein Verrathen ihrer Quellen ist immerhin ehrenvoller, als ein Verrath an der Wahrheit und dem ehrlichen Namen dritter Personen.“ Am Ende forderte er notfalls ohne Quellenbeleg eine Antwort auf die Frage: „Wann und wo ist die Prinzessin Hohenzollern unter Beihülfe des P. Kleutgen vergiftet worden?“⁹⁵ Dies beantwortete der Autor des Deutschen Merkurs ausweichend damit, „daß wir unsere Notiz über die Prinzessin Hohenzollern und P. Kleutgen direkt von dem Theile haben, der bei der römischen Inquisition den Prozeß führte und gewann, und der uns s[einer] Z[eit] ermächtigte, von dieser Mittheilung Gebrauch zu machen. Auch diese That geschah in Rom.“⁹⁶ Der Prozessführer für die Inquisition war der Erste Socius Vincenzo Leone Sallua.⁹⁷ Gemeint ist damit jedoch höchstwahrscheinlich Kardinal Hohenlohe, der jedoch nicht unmittelbar an dem Prozess beteiligt war.⁹⁸

Auf diese Erklärung antwortete die Neue Zeitung vier Tage später mit einem Text, der die Vergiftungsvorwürfe mit dem Münchener Professor Johann Friedrich in Verbindung brachte. Dieser war auf Empfehlung des Münchener Kirchenhistorikers Ignaz von Döllinger der Konzilstheologe von Kardinal Hohenlohe gewesen.⁹⁹ In dem Artikel wurde Friedrich vorgeworfen, er habe sich „Dinge zu Schulden kommen lassen, welche mit den Pflichten eines Ehrenmannes in unlösbarem Widerspruch stehen“ und schon zugeben müssen, dass „mit der Angabe direkter Quellen, wie mit anderen Behauptungen, geflunkert und geradezu gelogen habe“. Zudem wurde Friedrich mit dem Engländer Titus Oates¹⁰⁰ verglichen, der wegen Meineid verurteilt worden war, und als „Klatschbuchhalter beim Vaticanischen Concil“ bezeichnet.¹⁰¹ Die Neue Zeitung hatte also offenbar Anhaltspunkte, um nun für die unter dem Kürzel * erhobenen Vorwürfe Johann Friedrich verantwortlich zu machen. Anders als bei Wolf angegeben, wurde die Affäre Sant' Ambrogio also bereits vor 1879, spätestens im Winter 1878, öffentlich.¹⁰² Am 16. Dezember erschien in der Neuen Zeitung ein ganzer Artikel zum Thema „Jesuitische Giftmorde“. Darin wurde eine lange Reihe von polemischen Anschuldigungen an die ultramontane Presse als unhaltbar zurückgewiesen. Dazu gehörte auch der Vorwurf von Giftmorden durch Jesuiten, die „[g]lücklicher Weise nur in liberalen Blättern, nicht in chemischen Laboratorien

und Secirsälen“ stattgefunden hätten. Aus Rom habe die Neue Zeitung die Nachricht erhalten, dass Kleutgen nicht in einen Prozess wegen Giftmord involviert gewesen sei. Der Autor des Artikels beharrte daher darauf, dass alle Vorwürfe „auf Unwahrheit [beruhen]“.¹⁰³ Der Deutsche Merkur reagierte mit der ironischen Aussage, dass die Neue Zeitung sie weiterhin „in ihrer Weise zu belästigen und jetzt namentlich auch Prof. Friedrich mit den gewohnten ultramontanen Liebenswürdigkeiten zu überschütten [fortfährt]“. In einer Fußnote wurde darauf verwiesen, dass Friedrich plane, die Neue Zeitung „gerichtlich zu belangen“. Der in München lebende Autor dieses Artikels erklärte, keinesfalls nach Mainz zu fahren, um dort das abgedruckte Schreiben im Original einzusehen. „Uns genügt unsere Quelle, die ein römischer Cardinal ist, der daß nämliche auch Anderen mittheilte und wohl wissen wird, ob und warum er einen Proceß gegen P. Kleutgen anstrenge, und ebenso, warum dieser verurtheilt wurde.“ Die Informationen scheinen also tatsächlich ursprünglich von Kardinal Hohenlohe zu stammen.¹⁰⁴ Nach Weihnachten konnte die Neue Zeitung berichten, dass das Mainzer Tagblatt offenbar durch seine Kontakte zu Mainzer Alt-Katholiken bereits von einer Klage Friedrichs gegen sie erfahren habe. Diese Nachricht, von der die Neue Zeitung zuvor noch nichts gewusst haben wollte, bezeichnete sie sarkastisch als „besondere Christfreude“.¹⁰⁵ Friedrich hatte den verantwortlichen Redakteur der Neuen Zeitung, Dr. Eduard Marcour, tatsächlich wegen Beleidigung nach §187 des Strafgesetzbuches verklagt.¹⁰⁶ Zunächst wurde ein Verhandlungstermin vor dem Mainzer Bezirksgericht auf den 21. Februar 1879 angesetzt. Dort war auch Professor Johann Friedrich anwesend, der von dem Mainzer alt-katholischen Gemeindeglied Dr. Alexander Struve¹⁰⁷ anwaltlich vertreten wurde.¹⁰⁸ Der Verteidiger des Beschuldigten bat jedoch um eine Verschiebung, da Marcour es noch nicht geschafft habe, alles Beweismaterial durchzuschauen.¹⁰⁹ Der zweite Verhandlungstermin fand am 14. März statt.¹¹⁰

Der Angeklagte verteidigte sich damit, dass für die Behauptung, dass Kleutgen an einer Vergiftung beteiligt gewesen sei, bisher keinerlei Beweise vorgelegt worden seien. Zudem sei der Artikel in dieser Auseinandersetzung „eine literarische Polemik, geführt auf der einen Seite von einem Vertreter der sog. altkatholischen Religionsgesellschaft, auf der anderen Seite von dem Redakteur eines katholischen Blattes, der es für sein Recht und seine Pflicht erachte, Angriffe gegen die katholische Kirche oder Glieder derselben

zurückzuweisen“. Der Artikel kritisiere zudem nur den Gelehrten Friedrich, nicht die Person als solche. Die Anschuldigung, Kleutgen sei von der Inquisition wegen einer Vergiftung verurteilt worden, wies er mit Berufung auf eine Erklärung eines Notars der Inquisition zurück, wonach Kleutgen „bei diesem höchsten Gerichtshofe wegen des Verbrechens der Vergiftung oder wegen irgendwelcher Beihilfe zu demselben nie angeklagt war oder in Untersuchung gestanden hat und darum noch viel weniger deshalb verurtheilt worden ist.“¹¹¹ Kleutgen war jedoch wegen Beihilfe zur Vergiftung verhört und zudem wegen Häresie verurteilt worden.¹¹² Der Vergleich von Friedrich mit Titus Oates beziehe sich keineswegs auf Oates' Verbrechen, sondern lediglich darauf, dass beide „an der fixen Idee [litten], von den Jesuiten komme alles Unheil in der Welt, ja der fragliche Orden scheue selbst vor Anwendung von Gift zur Erreichung seiner Zwecke nicht zurück.“¹¹³ Der Staatsanwalt Dr. Schlippe¹¹⁴ ging jedoch davon aus, dass beim Angeklagten eine Beleidigungsabsicht vorgelegen habe, da dieser Friedrich ohne triftigen Grund in eine Auseinandersetzung zwischen dem Deutschen Merkur und der Neuen Zeitung mit hineingezogen habe.¹¹⁵ Der Verteidiger Dr. Lippert¹¹⁶ entgegnete jedoch, dass Friedrich „gegnerischerseits gerade als Zeuge für die bekannte angebliche Vergiftungsgeschichte angeführt“ worden sei, weshalb es notwendig gewesen sei, ihn der Lüge zu überführen.¹¹⁷ Auch Friedrich berichtete im Deutschen Merkur über den Verlauf des Verfahrens. Er vermutete, dass die Klage gegen Kleutgen einfach anders formuliert gewesen sei. „Ich glaube aber überhaupt all dem nicht, was die Inquisition ausfertigen lassen mag, und habe auch gar keine Veranlassung dazu, weil ich vom Kläger, dem Cardinal Hohenlohe, selbst den Thatbestand habe, so gut wie andere Personen und er mir sogar sagte: ich könne davon jeden Gebrauch machen.“ Somit „stehen ein römischer Cardinal und ein Inquisitionsnotar einander gegenüber.“ Der Verweis auf den Kardinalstitel als Garant für die Wahrhaftigkeit der Aussage verwundert, weil Friedrich sich davor nicht gescheut hatte, den deutschen Bischöfen nach dem Ersten Vatikanischen Konzil vorzuwerfen, nicht die Wahrheit zu sagen.¹¹⁸ In einer Fußnote des Artikels ist davon die Rede, dass Kleutgen bereits 1870 zum ersten Mal beschuldigt worden war. „[A]ls zum ersten Male von dieser Sache die Rede war“, hätten „die Jesuitenschüler“ erklärt, „Kleutgen sei verurtheilt worden, weil er dem Drängen der Nonnen, welche ihre verstorbene Oberin als eine Heilige verehren wollten, zu sehr nachgegeben habe.“ Friedrich wehrte sich außerdem dagegen, dass man ihn einen Lügner genannt hatte, nur weil er

nicht allen Anschuldigungen in der Presse sofort widersprochen habe, zumal er dies bei einer Reihe von Beschuldigungen getan habe.¹¹⁹

Das Urteil wurde am 21. März verkündet. Marcour wurde zu 100 Mark Strafe oder ersatzweise drei Wochen Haft verurteilt und musste die Kosten des Verfahrens tragen. Außerdem wurde die entsprechende Ausgabe der Zeitung konfisziert und das Urteil musste in der Neuen Zeitung abgedruckt werden.¹²⁰ Das Gericht hatte strafmildernd berücksichtigt, dass sich Marcour bisher nichts zu Schulden kommen gelassen hatte. Die Neue Zeitung war mit dem Urteil dennoch zufrieden, da „die Verhandlung auf jeden Fall klar gestellt, daß Prof. Friedrich für die von ihm seit Jahren als *Thatsache* behauptete bekannte *Vergiftungsgeschichte den Wahrheitsbeweis nicht angetreten, geschweige denn erbracht hat.*“¹²¹ Der Deutsche Merkur berichtete darüber, dass die Zeitung Germania versucht habe, von Kardinal Hohenlohe ein Dementi zu bekommen, was aber nicht erfolgte.¹²² Kurz darauf zitierte der Deutsche Merkur aus einer Korrespondenz der Kölnischen Zeitung¹²³ aus Rom, dass Kleutgen von der Inquisition „wegen schlechten Lebenswandels“ verurteilt worden sei, während für den Tatbestand der Vergiftung die weltliche Justiz zuständig sei, die Kleutgen dafür „zu mehrjähriger ‚Reclusion‘“ verurteilt habe. „Diese Strafe, die dem deutschen Zuchthaus entspricht, wurde ihm allerdings praktisch durch die Fürbitte jesuitischer Gönner bei Pius IX. erleichtert, und er hat sie in Galloro bei Ariccia ziemlich bequem abgesehen, während seine Genossin Maria Luisa, zu lebenslänglicher Haft verdammt, erst bei Aufhebung der Klöster wieder in den Besitz der Freiheit gelangte, ohne indessen viel Nutzen davon zu ziehen; sie lebt noch jetzt hier in völliger Verkommenheit.“¹²⁴ Die Neue Zeitung wies dies als Verleumdung zurück, da ihn „Papst Leo XIII. noch jüngst mit einem wichtigen Amte in Rom betraute.“¹²⁵ Aber es war der Notar der Inquisition, dessen Erklärung nicht zutreffend war, und Leo XIII. konnte sehr wohl einen „verurteilten Häretiker“ als Theologen beauftragen.¹²⁶

Dieses Gerichtsverfahren hatte zur Folge, dass sich im Deutschen Merkur einige Korrespondenten zu Kleutgen äußerten. So gab ein Verfasser unter dem Kürzel L an, dass Kleutgen ein Pseudonym eines aus Münster stammenden Jesuiten sei. Die Redaktion fügte jedoch an, dass Johann Friedrich im Fremdenbuch des Klosters Subiaco am 8. Oktober 1854 den Eintrag „Josephus Kloetgen vulgo Peters S.J.“ gefunden habe.¹²⁷ In einem weiteren Artikel schrieb

ein Korrespondent aus Recklinghausen in Westfalen über die Familie von Kleutgen. Er wusste zutreffend zu berichten,¹²⁸ dass Joseph Kleutgen seinen Vater früh verloren und seine Mutter in zweiter Ehe „einen gewissen Köhler“ geheiratet hatte, sodass Kleutgen mehrere Halbgeschwister besaß. Ein Halbbruder habe zunächst ebenfalls in Rom versucht, Jesuit zu werden. Nach seiner Rückkehr habe er in Bochum als „überaus zelotischer Priester“ gewirkt. „Indeß war er eines schönen Tages mit einem noch schönern Mädchen davongegangen, hatte dieselbe im Auslande geheirathet und kam wieder nach Westfalen, um als evangelischer Pfarrer in Dortmund einzutreten. Dort hat er mehrere Jahre, so viel man weiß, tadellos sein Amt verwaltet und ist früh an der Schwindsucht gestorben.“¹²⁹ Vermutlich brachte der Verfasser hier die Lebensgeschichte zweier Halbbrüder von Kleutgen zusammen, von denen der eine „ebenfalls Jesuit werden wollte“, aber „wegen sittlichen Fehlverhaltens in Fribourg entlassen werden“ musste, während ein anderer geheiratet hatte und protestantischer Pfarrer geworden war.¹³⁰ Der Korrespondent L zitierte daraufhin einen Artikel aus dem Tiroler Volksblatt, das einen Schlaganfall von Kleutgen vermeldete, seine bisherigen Aufenthaltsorte nannte und die Kritik an Kleutgen selbst kritisierte.¹³¹ Über ein Jahr später wurde unter dem Kürzel * aus Münster über Kleutgen berichtet und dabei dessen Name explizit bestätigt, während Peters als „angenommener“ Name zurückgewiesen wurde. Kleutgen sei zwar gelähmt, lebe aber noch und arbeite an einem weiteren theologischen Werk.¹³²

4 Fazit

Die Vorgänge im römischen Kloster Sant' Ambrogio blieben Alt-Katholiken nicht verborgen. Joseph Hubert Reinkens erfuhr bereits vor dem Ersten Vatikanischen Konzil von ihnen. Dies geschah aber nicht auf dem Wege seiner Freundschaft mit den drei Benediktinern, die Katharina von Hohenzollern auf ihrer Reise ins Heilige Land begleitet hatten. Es kam in der Folge eher zu einer Entfremdung der früher eng befreundeten Geistlichen. Auch von Maria Pohl, einer weiteren Reisegefährtin und Briefpartnerin, erfuhr Reinkens während und nach der Reise nichts von diesen Ereignissen, soweit dies nachverfolgt werden kann. Während seiner eigenen Romreise 1867/1868 kritisierte er die dortigen Verhältnisse und hatte einen intensiven

Austausch mit Kardinal Hohenlohe, ging dabei aber nicht auf Sant' Ambrogio ein. Er wurde jedoch über seinen Freund Montbach, der wiederum ein Bekannter von Kardinal Hohenlohe war, über die dortigen Vorgänge informiert. Dies belegt eindrucksvoll ein Brief an seinen Bruder Wilhelm. Obwohl aus heutiger Sicht deutlich wird, dass diese Erzählung grundlegend zutreffend ist, meldete Joseph Hubert Reinkens Zweifel daran an. Sein Widerstand gegen die römischen Verhältnisse ist somit eher durch seine persönlichen Erfahrungen in Breslau und auf seiner Romreise zu erklären als durch die Kenntnis des Falles Sant' Ambrogio.

Von dem Unfehlbarkeitsgegner und Alt-Katholiken Johann Friedrich wurden bereits im Umfeld des Ersten Vatikanischen Konzils Beschuldigungen gegen Kleutgen erhoben. Er hatte als Konzilstheologe von Kardinal Hohenlohe die Geschichte des römischen Klosters erfahren. Details des Falles kamen jedoch erst durch die Kontroverse der ultramontanen Neuen Zeitung für das Katholische Deutschland und des alt-katholischen Deutschen Merkurs Ende des Jahres 1878 und das Gerichtsverfahren im folgenden Frühjahr in Mainz ans Tageslicht. Ergänzt wurde dies durch einige Korrespondenzen an den Deutschen Merkur und andere Zeitungen, die weitere Einzelheiten und Gerüchte beisteuerten. Dabei konzentrieren sich die Beschuldigungen auf Joseph Kleutgen als ultramontanen Theologen, der an der Formulierung der Papstdogmen von 1870 beteiligt war. Somit haben Alt-Katholiken dazu beigetragen, dass die Vorgänge in Sant' Ambrogio und Kleutgens Verwicklungen darin schon zu seinen Lebzeiten nicht in Vergessenheit gerieten.

Theresa Hüther, M.A., Jahrgang 1987, ist Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Alt-Katholischen Seminar der Universität Bonn und arbeitet an einer Dissertation über die Entstehung der alt-katholischen Kirche im Großherzogtum Hessen-Darmstadt.

Fußnoten

- 1 [Kürzel:] *: München, in: Deutscher Merkur 9 (30.11.1878) 48, 391. Hier wie auch bei anderen Artikeln findet sich zeittypisch als Autorenangabe für Zeitungsartikel lediglich ein Autorenkürzel. Damit sind zwar die verschiedenen Artikel eines Autors einander zuzuordnen, die Identität des Autors bleibt jedoch offen.
- 2 Hubert Wolf: Die Nonnen von Sant' Ambrogio. Eine wahre Geschichte, München 2015
- 3 <https://www.buchreport.de/2015/11/24/deutsche-nonfiction-ueberzeugt/> (Abrufdatum 7.3.2018).
- 4 Für eine detaillierte Beschreibung der damaligen Ereignisse sei die Lektüre des brillant geschriebenen Buches von Hubert Wolf empfohlen. Dort finden sich auch biographische Angaben zu den in diesem Absatz erwähnten Personen.
- 5 Hubert Wolf: Nonnen, 13, 34–35.
- 6 A.a.O., 35–37.
- 7 A.a.O., 38–41.
- 8 A.a.O., 31.
- 9 A.a.O., 42–43.
- 10 A.a.O., 215.
- 11 A.a.O., 43–47.
- 12 A.a.O., 48–52.
- 13 A.a.O., 215–219.
- 14 A.a.O., 91.
- 15 A.a.O., 78–84.
- 16 A.a.O., 285.
- 17 A.a.O., 294–298, 344–345, 364–367.
- 18 A.a.O., 244–249.
- 19 A.a.O., 320–328.
- 20 A.a.O., 305–320.
- 21 A.a.O., 86–88.
- 22 A.a.O., 269–271, 411–412.
- 23 A.a.O., 329–330.
- 24 Joseph Kleutgen: Die Theologie der Vorzeit, Münster 1853–1868.
- 25 Hubert Wolf: Nonnen, 361–363.
- 26 A.a.O., 173–178.
- 27 A.a.O., 386–391.
- 28 A.a.O., 386, 390.
- 29 A.a.O., 388–391
- 30 A.a.O., 421–422, Zitat 422.
- 31 A.a.O., 376–383, Zitat 382; Andreas Krebs: Katholische Theologie nach Kant. Georg Hermes – Anton Günther – Theodor Weber, in: Ders., Peter-Ben Smit (Hg.): Handbuch Alt-Katholische Theologie, im Erscheinen. Anton Günther (1783–1863), Theologe, Philosoph, Privatgelehrter in Wien.
- 32 Simplicio (Guiseppe) Pappalettere (1815–1883). Vgl. Andrea Ciampani: „Pappalettere, Simplicio“ in: Dizionario Biografico degli Italiani 81 (2014) [Online-Version]. http://www.treccani.it/enciclopedia/simplicio-pappalettere_%28Dizionario-Biografico%29/ (Abrufdatum 27.04.2018).
- 33 Hubert Wolf: Nonnen, 378–380.
- 34 A.a.O., 421–422.
- 35 Johann Joseph Ignaz von Döllinger (1799–1890), Kirchenhistoriker an der Universität München, Unfehlbarkeitsgegner. Vgl. Werner Küppers, „Döllinger, Ignaz von“ in: Neue Deutsche Biographie 4 (1959), 21–25 [Online-Version]. <https://www.deutsche-biographie.de/pnd118526243.html#ndbcontent> (Abrufdatum 27.04.2018).
- 36 Hubert Wolf: Nonnen, 421–434.
- 37 A.a.O., 430–431, Zitat 421.
- 38 A.a.O., 402.
- 39 Johann Peter Anselm Nickes (1825–1866), ab 1854 Benediktiner in St. Paul vor den Mauern, Rom. Vgl. Anton Weis: „Nickes, Johann Peter Anselm“, in: Allgemeine Deutsche Biographie 23 (1886), 573 [Online-Version]. <https://www.deutsche-biographie.de/pnd102754586.html#adbcontent> (Abrufdatum 27.04.2018).
- 40 Paul Wenzel: Der Freundeskreis um Anton Günther und die Gründung Beurons. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Katholizismus im 19. Jahrhundert, Essen 1965, 357.
- 41 Joseph Martin Reinkens: Joseph Hubert Reinkens. Ein Lebensbild. Mit Porträt, Gotha 1906, 106–133.
- 42 Paul Wenzel: Freundeskreis, passim.
- 43 Die erste Erwähnung von Maria Pohl erfolgt im Dezember 1850. Vgl. Joseph Hubert Reinkens: Brief an seinen Bruder Wilhelm Reinkens vom 3. Dezember 1850, in: Herrmann Josef Sieben (Hg.): Joseph Hubert Reinkens. Briefe an seinen Bruder Wilhelm (1840–1873). Eine Quellenpublikation zum rheinischen und schlesischen Katholizismus des 19. Jahrhunderts und zu den Anfängen der Altkatholischen Bewegung. Köln 1979 (Bonner Beiträge zur Kirchengeschichte Nr. 10), 344–348, hier 347.

- 44 Joseph Hubert Reinkens: Brief an seinen Bruder Wilhelm Reinkens vom 1. Mai 1858, in: Hermann Josef Sieben: Reinkens, 838–839, hier 839; sowie ders.: Brief an seinen Bruder Wilhelm Reinkens vom 14. Januar 1859, in: A.a.O., 881–882, hier 882.
- 45 Zum ersten Mal finden sich Grüße in diesem Brief: Joseph Hubert Reinkens, Brief an seinen Bruder Wilhelm Reinkens vom 17. September 1852, in: Hermann Josef Sieben: Reinkens, 449–451, hier 451.
- 46 Maria Pohl, geb. 1816 als Tochter des späteren Breslauer Physikprofessors Georg Friedrich Pohl in Stettin geboren, 1842 oder 1844 Konversion von der evangelischen zur katholischen Kirche, 1855 Versuch, in Wilten bei Innsbruck in den Karmel einzutreten, was aus gesundheitlichen Gründen scheiterte. Im Sommer 1856 Besuch der Dichterin Luise Hensel in Breslau. Deren Plan zur Gründung einer Kongregation zur ewigen Anbetung scheiterte an fehlenden finanziellen Mitteln. Vgl. Gustav Karsten: „Pohl, Georg Friedrich“, in: Allgemeine Deutsche Biographie 1888. <https://www.deutsche-biographie.de/pnd104208791.html#adbcontent> [abgerufen am 19.03.2018], 368–369; Franz Binder: Luise Hensel. Ein Lebensbild nach gedruckten und ungedruckten Quellen, Freiburg i.Br. 1885, 386–398; auch zu ihrem weiteren Leben vgl. die Anmerkung in: Hermann Josef Sieben: Reinkens, 347 sowie den Nekrologeintrag im Archiv der Dominikanerinnen zu Lienz, s.u.
- 47 Heinrich Förster (1799–1881), 1837 Domprediger und Domkapitular in Breslau, 1853 Fürstbischof von Breslau. Vgl. Bernhard Stasiewski: „Förster, Heinrich“, in: Neue Deutsche Biographie 5 (1961), 278–279 [Online-Version]. <https://www.deutsche-biographie.de/pnd118810979.html#ndb-content> (Abrufdatum 27.04.2018)
- 48 Paul Wenzel: Freundeskreis, 329; Franz Binder: Luise Hensel, 386–398. Luise Hensel (1798–1876), Konvertitin, Dichterin. Vgl. Wolfgang Frühwald: „Hensel, Louise“, in: Neue Deutsche Biographie 8 (1969), S. 560–561 [Online-Version]. <https://www.deutsche-biographie.de/pnd118710524.html#ndbcontent> (Abrufdatum 27.04.2018); Joseph Hubert Reinkens: Luise Hensel und ihre Lieder, Bonn 1877.
- 49 Paul Wenzel: Freundeskreis, 329–330.
- 50 Hubert Wolf: Nonnen, 32.
- 51 Joseph Hubert Reinkens: Brief an seinen Bruder Wilhelm Reinkens vom 16. Juni 1858, in: Hermann Josef Sieben: Reinkens, 846–848, hier 846.
- 52 Joseph Hubert Reinkens: Brief an seinen Bruder Wilhelm Reinkens vom 17. Oktober 1858, in: A.a.O., 858–860, hier 858–859; ders., Brief an seinen Bruder Wilhelm Reinkens vom 29. November 1858, in: A.a.O., 866–868, hier 868.
- 53 Joseph Hubert Reinkens: Brief an seinen Bruder Wilhelm vom 30. Dezember 1858, in: A.a.O., 878–880, hier 878–879.
- 54 Joseph Hubert Reinkens: Brief an seinen Bruder Wilhelm Reinkens vom 30. September 1859, in: A.a.O., 914–915, hier 915.
- 55 Joseph Hubert Reinkens: Brief an seinen Bruder Wilhelm Reinkens vom 23. November 1859, in: A.a.O., 923–925, hier 924; ders.: Brief an seinen Bruder Wilhelm Reinkens vom 23. Dezember 1859, in: A.a.O., 931–933, hier 933.
- 56 Joseph Hubert Reinkens: Brief an Wilhelm Reinkens vom 3. Februar 1860, in: A.a.O., 937–939, hier 938.
- 57 Wenzel, Freundeskreis, 369–370.
- 58 Joseph Hubert Reinkens: Brief an Wilhelm Reinkens vom 18. Februar 1860, in: A.a.O., 942–943, hier 943.
- 59 Joseph Hubert Reinkens, Brief an Wilhelm Reinkens vom 2. März 1860, in: A.a.O., 947–948, hier 947.
- 60 Wörtlich abgedruckt in: Paul Wenzel: Freundeskreis, 372–373.
- 61 A.a.O., 373.
- 62 A.a.O., 373.
- 63 A.a.O., 373–374. In Bonn wollten die beiden Wolters-Brüder ihren Vater nach dem Tod ihres Bruders Karl trösten, der als Benediktiner in Rom am 27. Juni 1859 verstorben war. Vgl. A.a.O., 365–367.
- 64 A.a.O., 373–374.
- 65 A.a.O., 376. Johann Baptist Baltzer (1803–1871), 1831 ordentlicher Professor der Dogmatik in Breslau, 1846 dort Domkapitular. Vgl. Ernst Melzer: „Baltzer, Johann Baptist“, in: Allgemeine Deutsche Biographie 2 (1875), 33–34 [Online-Version]. <https://www.deutsche-biographie.de/pnd119158086.html#adbcontent> (Abrufdatum 27.04.2018).
- 66 Joseph Hubert Reinkens: Brief an Wilhelm Reinkens vom 23. Juni 1860, in: Hermann Josef Sieben: Reinkens, 978–979, hier 979.
- 67 Joseph Hubert Reinkens: Brief an Wilhelm Reinkens vom 29. Juni 1860, in: A.a.O., 981–983, hier 982.
- 68 Paul Wenzel: Freundeskreis, 376.
- 69 A.a.O., 377–379.
- 70 Joseph Hubert Reinkens: Brief an Wilhelm Reinkens vom 18. Juli 1860, in: Hermann Josef Sieben: Reinkens, 985, hier 985. Er schrieb, dass diese ihn vermutlich auf der Heiligumsfahrt in Aachen treffen wird und ihm einige Briefe übergeben werde. Joseph Reinkens warnte seinen Bruder, die schüchterne Frau freundlich anzusprechen

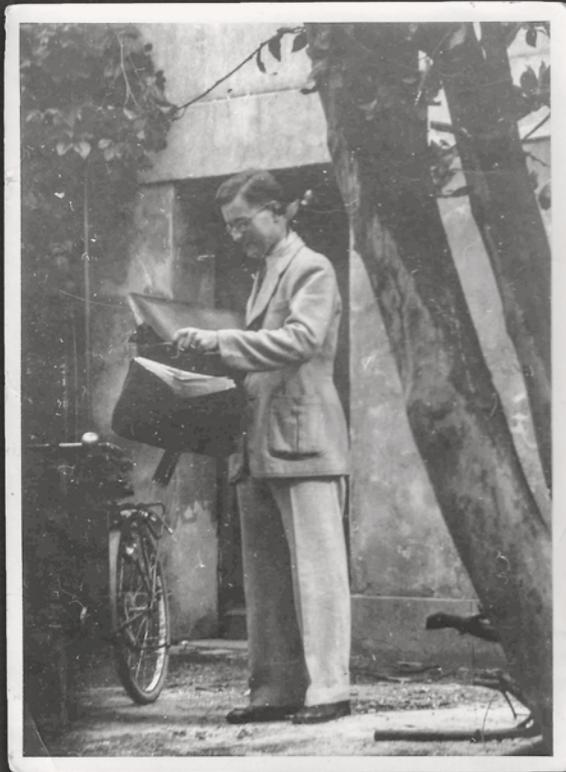
- 71 Maria Pohl hielt sich folglich wohl zu diesem Zeitpunkt in Breslau auf. Vgl. Joseph Hubert Reinkens, Brief an Wilhelm Reinkens vom 28. Dezember 1860, in: A.a.O., 1025–1026, hier 1026.
- 72 Zur wechselhaften Geschichte des Dominikanerinnenklosters Lienz siehe Gertrud Dengel: Das Kloster Maria Heimsuchung zu Lienz. Aus alten Chroniken und verschiedenen Aufzeichnungen zusammengestellt. 1957. <http://www.fs-dominikanerinnen.tsn.at/content/konvent> (Abrufdatum 27.04.2018).
- 73 Gemeint ist wohl das heutige Kőszeg.
- 74 Nekrologeintrag im Nekrolog der Dominikanerinnen in Lienz im dortigen Archiv. Herzlichen Dank an die dortigen Dominikanerinnen für die Bereitstellung.
- 75 Hubert Wolf: Nonnen, 402; Paul Wenzel: Freundeskreis, 95–396.
- 76 Paulus Weissenberger: Das benediktinische Mönchtum im 19./20. Jahrhundert (1800-1950), Beuron 1953, 11, 22–27.
- 77 Joseph Martin Reinkens: Reinkens, 92–101.
- 78 Joseph Martin Reinkens: Reinkens, 95.
- 79 Joseph Martin Reinkens: Reinkens, 98.
- 80 Hermann Josef Sieben: Reinkens, 1530-1581.
- 81 „Mortimer Johannes von Montbach (1828–1904), Priester 1851, Dr. Theol. et iuris utriusque, Proto-notarius apostolicus, 1855 GeheimeSekretär und Assessor, 1857 Konsistorialrat 2. Instanz, 1858 residierender Domherr“. Hermann Josef Sieben: Reinkens, 535–536.
- 82 Joseph Hubert Reinkens: Brief an Wilhelm Reinkens vom 4. Februar 1862, in: Hermann Josef Sieben: Reinkens, 1128–1129, hier 1129.
- 83 Joseph Hubert Reinkens: Brief an Wilhelm Reinkens vom 26. Mai 1863, in: A.a.O., 1216–1218, hier 1217.
- 84 Joseph Hubert Reinkens: Brief vom 19. Juni 1863 an Wilhelm Reinkens, in: A.a.O., 1222–1223.
- 85 Joseph Hubert Reinkens: Brief an Wilhelm Reinkens vom 12. Dezember 1863, in: A.a.O., 1253–1255, hier 1254–1255.
- 86 Joseph Hubert Reinkens: Brief an Wilhelm Reinkens vom 11. November 1864, in: A.a.O., 1316–1319, hier 1317–1318.
- 87 Hubert Wolf: Nonnen, 219–238. In dem Bericht von Reinkens wird allerdings nur auf den zweiten Versuch, Katharina von Hohenzollern zu vergiften, eingegangen.
- 88 [Kürzel:] *: Rom, in: Deutscher Merkur 9 (23.11.1878) Nr. 47, 385. Hervorhebungen im Original. Die Zeitung „Deutscher Merkur“ wird im Folgenden mit DtM abgekürzt. Kardinal Alessandro Franchi, geb. 25. Juni 1819 in Vincenzo, Sohn eines Notars, 1842 Priesterweihe, 1856 Titularerzbischof von Tesselonica und Nuntius in Florenz, 1873 Kardinal, Infallibilist, vermittelte im Frühjahr 1871 in Konstantinopel aufgrund der Spaltung der armenischen Kirche auf infallibilistischer Seite, nach der Wahl Leo XII. in Verhandlungen zur Beendigung des Kulturkampfes eingebunden. Am 31. Juli 1878 Tod durch einen Malaria-Fieberanfall. Sein plötzlicher Tod und die Weigerung seines Bruders, seine Leiche zur Autopsie freizugeben, förderten Vergiftungsgerüchte. Vgl. Giuseppe Monsagrati: „Franchi, Alessandro“, in: Dizionario Biografico degli Italiani 50 (1998). http://www.treccani.it/enciclopedia/alessandro-franchi_%28Dizionario-Biografico%29/ (Abrufdatum 10.4.2018).
- 89 [Kürzel:] *, Rom, 385.
- 90 Die Neue Zeitung für das Katholische Deutschland wurde von 1878–1880 in Mainz von Verleger Dr. Eduard Marcour herausgegeben und erschien täglich außer an Sonn- und Feiertagen. Im Folgenden wird sie mit Neue Zeitung abgekürzt.
- 91 Alle Zitate aus: Politische Uebersicht, in: Neue Zeitung 1 (25.11.1878) Nr. 47.
- 92 Politische Uebersicht, in: Neue Zeitung 1 (26.11.1878) Nr. 48. Polemisch schließt der Artikel mit der Aussage: „Einem Ertrinkenden den letzten Strohalm rauben, ist auch gar zu hart.“
- 93 [Kürzel:] *: München, in: DtM 9 (30.11.1878) 48, 391. Joseph Kleutgen wurde von der Inquisition zu 2 Jahren Haft in einem Haus des Jesuitenordens verurteilt. Die eineinhalb Jahre in einem Erholungsheim des Ordens in Galloro waren allerdings nicht mit einer Haft zu vergleichen. Vgl. Hubert Wolf: Nonnen, 388–390, 421–422.
- 94 Joseph Anton Meßmer (1829–1879), Professor für Christliche Archäologie an der Universität München, Unfehlbarkeitsgegner und Alt-Katholik. Vgl. Franz von Reber: „Messmer, Joseph Anton“, in: Allgemeine Deutsche Biographie 21 (1885), 501-503 [Online-Version]. <https://www.deutsche-biographie.de/pnd116915145.html#adbcontent> (Abrufdatum 27.04.2018).
- 95 Alle Zitate aus: Mainz, in: Neue Zeitung 1 (30.11.1878) Nr. 52.
- 96 [Kürzel:] *: München, in: DtM 9 (07.12.1878) 49, 400.
- 97 Hubert Wolf: Nonnen, 36.
- 98 [Kürzel:] *: München, in: DtM 9 (21.12.1878) 51, 416; Hubert Wolf: Nonnen, passim.

- 99 Johann Friedrich (1836-1917). Vgl. Werner Küppers: „Friedrich, Johann“, in: Neue Deutsche Biographie 5 (1961), 601 [Online-Version]. <https://www.deutsche-biographie.de/pnd118535927.html#ndbcontent> (Abrufdatum 25.4.2018); Ewald Kessler: Johann Friedrich (1836–1917). Ein Beitrag zur Geschichte des Altkatholizismus, München 1975 (Miscellanea Bavarica Monacensia 55; Neue Schriftenreihe des Stadtarchivs München 73).
- 100 Zu Titus Oates (1649-1705) siehe John Cannon, Robert Crowcroft: A Dictionary of British History, Oxford 32015 [Online-Version]. <http://www.oxfordreference.com/view/10.1093/acref/9780191758027.001.0001/acref-9780191758027-e-2547> (Abrufdatum 25.04.2018).
- 101 Alle Zitate zitiert nach: [Kürzel:] ♂: Mainz, in: DtM 10 (01.03.1879) 9, 72.
- 102 Vgl. Hubert Wolf: Nonnen, 436. Johann Friedrich schrieb unter dem Kürzel ch, wie aus diesem Artikel deutlich wird: ch: Mainz, in: DtM 10 (22.03.1879) 12, 95–96.
- 103 Alle Zitate: [Kürzel:] W.: Jesuitische Giftmorde, in: Neue Zeitung 1 (16.12.1878) Nr. 62.
- 104 Alle Zitate: [Kürzel:] *: München, in: DtM 9 (21.12.1878) 51, 416.
- 105 Mainz, in: Neue Zeitung 1 (27.12.1878) Nr. 75.
- 106 Mainz, in: Neue Zeitung 2 (14.03.1879) Nr. 63. Die Akten des Gerichtsverfahrens waren trotz intensiver Recherche nicht auffindbar. Sie gehörten sehr wahrscheinlich zu dem Bestand des Hessischen Staatsarchivs Darmstadt, der während des 2. Weltkrieges zerstört wurde.
- 107 Dr. Alexander Struve, geb. vor 1850, 1869 Advokat in Mainz, 1897 Justizrat, 1907 Geheimer Justizrat, gest. 1910, langjähriges Mitglied des Vereins zur Unterstützung der katholischen Reformbewegung und Schöffe des Synodalgerichts. Vgl. HStAD, S 1, NACHWEIS1 (Struve, Alexander) im Hessischen Staatsarchiv Darmstadt.
- 108 Mainz, in: Neue Zeitung 2 (14.02.1878) Nr. 39.
- 109 Mainz, in: Neue Zeitung 2 (21.02.1878) Nr. 45; [Kürzel:] ♂, Mainz (01.03.1879), 72.
- 110 Mainz, in: Neue Zeitung 2 (13.03.1878) Nr. 62.
- 111 Alle Zitate aus: Mainz, in: Neue Zeitung 2 (14.03.1879) Nr. 63.
- 112 Hubert Wolf: Nonnen, 437.
- 113 Mainz, in: Neue Zeitung 2 (14.03.1879) Nr. 63.
- 114 Vermutlich Dr. jur. Paul Angelus Schlippe (1838-1902), seit 1867 am Bezirksgericht Mainz. Vgl. HStAD, S 1, NACHWEIS1 (Schlippe, Paul Angelus (1838-1902)); HStAD Bestand R 4 Nr. 723 im Hessischen Staatsarchiv Darmstadt
- 115 Mainz, in: Neue Zeitung 2 (15.03.1879) Nr. 64.
- 116 Vermutlich ist hier der Mainzer Anwalt Ludwig Anton Lippert (+1883) gemeint, seit 1853 Advokatanwalt in Mainz, seit 1870 Ergänzungsrichter am Obergericht Mainz, 1880 Rechtsanwalt in Mainz. Vgl. HStAD, S 1, NACHWEIS1 (Lippert, Ludwig Anton (+1883)) im Hessischen Staatsarchiv Darmstadt.
- 117 Mainz, in: Neue Zeitung 2 (15.03.1879) Nr. 64.
- 118 Johann Friedrich: Die Wortbrüchigkeit und Unwahrhaftigkeit deutscher Bischöfe. Offenes Antwortschreiben an Wilhelm Emanuel Freiherrn von Ketteler in Mainz, Konstanz 1873.
- 119 Alle Zitate aus: ch [Friedrich, Johannes]: Mainz, in: DtM 10 (22.03.1879) 12, 95–96.
- 120 Mainz, in: Neue Zeitung 2 (21.03.1878) Nr. 69; [Kürzel:] ♂: Mainz, in: DtM 10 (29.03.1879) 13, 103. Da Marcour das Urteil nicht anfocht, wurde es am 12. April 1879 rechtskräftig. Vgl. [Kürzel:] *: Mainz, in: DtM 10 (12.04.1879) 15, 119.
- 121 Mainz, in: Neue Zeitung 2 (21.03.1878) Nr. 69. Hervorhebungen im Original.
- 122 [Kürzel:] ♂: Mainz, in: DtM 10 (29.03.1879) 13, 103; [Kürzel:] *: München, in: DtM 10 (19.04.1879) 16, 126.
- 123 Kölnische Zeitung Nr. 91, 2. Blatt.
- 124 [Kürzel:] *: Rom, in: DtM 10 (05.04.1879) 14, 112.
- 125 Politische Uebersicht, in: Neue Zeitung 2 (07.04.1879) Nr. 81.
- 126 Hubert Wolf: Nonnen, 437.
- 127 [Kürzel:] L.: Brixen, in: DtM 10 (12.04.1879) 15, 120. Als Quellenbeleg für den Fremdenbucheintrag ist angegeben: Johann Friedrich: Tagebuch, während des Vaticanischen Concils geführt, 2., vermehrte Auflage Nördlingen 1873, 230.
- 128 Hubert Wolf: Nonnen, 330, 335.
- 129 [Kürzel:] v.: Recklinghausen i[n] W[estfalen], in: DtM 10 (25.04.1879) 17, 135.
- 130 Hubert Wolf: Nonnen, 335.
- 131 [Kürzel:] L.: Brixen, in: DtM 10 (24.05.1879) 21, 166.
- 132 [Kürzel:] *: Münster, in: DtM 11. (03.07.1880) 27, 216.

Anne Hensmann-Eßer

„Diener zweier Herren“¹

Ein Briefwechsel aus dem Nachlass Werner Küppers



Das Foto stammt aus dem Nachlass von Andreas Brassel und wurde von seinem Sohn Ruedi Brassel freundlicherweise zur Verfügung gestellt. Es zeigt Andreas Brassel im Jahr 1948, in dem auch der Briefwechsel mit Küppers stattfindet.

Im Nachlass Werner Küppers am Alt-Katholischen Seminar der Universität Bonn gibt es eine blaue, vergilbte Pappmappe mit der Aufschrift „M 10 Bistum“, maschinenschriftlich unterlegt mit dem Wort „Synodalrat“. Darin finden sich Aktennotizen von Gesprächen mit dem Kultusministerium in Düsseldorf, Sitzungsprotokolle, Durchschriften von Briefwechseln mit Kollegen aus der Ökumene sowie mit Studenten und einiges mehr. Ein thematisches Ordnungsprinzip ist nicht erkennbar; was den Inhalt der Mappe eint, ist die Tatsache, dass es sich überwiegend um Briefe handelt. Die meisten von ihnen stammen aus den 50er und 60er Jahren des 20. Jahrhunderts. Allen gemeinsam ist die Tatsache, dass es sich um offizielle oder halboffizielle Briefe handelt, die in irgendeiner Weise in Zusammenhang mit Küppers' Stellung als Professor und Direktor des Studierendenwohnheims und Priesterseminars im Döllingerhaus stehen.

Insofern ist es bemerkenswert, dass sich in dieser Mappe auch ein relativ zusammenhängender Briefwechsel zwischen Küppers, zwei Schweizer Kollegen und dem damaligen Bischof der Christkatholischen Kirche, Adolf Küry, findet. Noch bemerkenswerter ist der Inhalt dieser Briefe: In ihnen geht es um die Position, die Küppers zum Nationalsozialismus einnahm, und wie er sich im Rückblick dazu verhielt. Mit der Datierung aus den Jahren 1947 bis 1949 hat man in diesen Briefen darüber hinaus die ältesten Schriftstücke, die im Nachlass Küppers am Alt-Katholischen Seminar der Universität Bonn erhalten sind. Ob Küppers wirklich beabsichtigte, diese Briefe im Nachlass zu erhalten oder ob es sich hierbei um ein Versehen handelt, darüber kann nur spekuliert werden. Auf Grund der Nummerierung, die Küppers handschriftlich auf die meisten Schriftstücke seines Nachlasses angebracht hat, ist zumindest anzunehmen, dass er eine Veröffentlichung in irgendeiner Form im Blick hatte. Leider gibt es nirgendwo eine Liste der von Küppers vorgenommenen Systematisierung. Auffallend ist aber, dass sich im Nachlass so gut wie nirgendwo Dokumente, Briefe oder Veröffentlichungen aus den 30er und 40er Jahren des 20. Jahrhunderts finden. Es ist anzunehmen, dass dies nicht nur den zeitlichen Umständen geschuldet ist, sondern dass Küppers für sich so etwas wie die Deutungshoheit über seine Vergangenheit und die damit verbundene Erinnerung an seine Person in der Hand behalten wollte.

1

Ein brisanter Fund

Wer aber sind die Protagonisten des gefundenen Briefwechsels? Da ist zum einen der 43-jährige verheiratete Werner Küppers,² Vater von vier heranwachsenden Töchtern und alt-katholischer Pfarrer in Bonn. Wegen seiner vorzüglichen Französischkenntnisse war er in den Jahren 1941 - 1945 als Übersetzer zum Kriegsdienst nach Frankreich beordert worden und dort auch in Gefangenschaft geraten. Nach 1945 bemüht er sich lange Jahre (schlussendlich bis 1964) um eine reguläre Professur für alt-katholische Theologie in Bonn.

Der zweite Briefschreiber ist der gerade einmal 24- bis 25-jährige Andreas Brassel,³ ein gebürtiger Schweizer, der im Jahr zuvor in der reformierten Kirche zum Pfarrer ordiniert worden ist. Brassel lebt zum Zeitpunkt des Briefwechsels in Bordeaux, wo er als Seelsorger für ehemalige deutsche Kriegsgefangene tätig ist, die nach ihrer Gefangenschaft in Frankreich als Gastarbeiter geblieben sind.

Während Küppers bereits 1935, während seiner Schweizer Jahre, Mitglied der Auslandsorganisation der NSDAP wurde, ist Brassel in einem Elternhaus aufgewachsen, das sich entschieden gegen den Nationalsozialismus positioniert und einen jüdischen Flüchtlingsjungen in der Familie aufgenommen hatte.

Küppers hatte, als er Frankreich verließ, einige Bücher und Notizen bei einem ihm bekannten Franzosen namens Darsonville deponiert, den er im September 1948 kontaktiert, um seine Habseligkeiten zurückzubekommen. Da dies auf dem Postweg unter den Umständen der Besatzung Deutschlands durch die Alliierten schwierig werden konnte, kontaktiert Darsonville seinerseits Andreas Brassel, um diesem Küppers' Eigentum zum Weitertransport in die Schweiz (zu Küppers' Schwiegermutter) und von dort nach Deutschland anzuvertrauen. Brassel schaut sich an, was Darsonville ihm gegeben hat und ist schockiert, weil er dort neben Bibelausgaben und frommen Schriften auch „Papiere sehr kontrastierenden Inhalts“⁴ findet und wissen will, was mit ihnen geschehen soll. Dies ist dann der Anlass des darauffolgenden kurzen Briefwechsels.

Auf die von Brassel angesprochenen „Papiere sehr kontrastierenden Inhalts“ reagiert Küppers mit folgender Erklärung, die er im späteren Verlauf des Briefes als „Beichte“ bezeichnet:

„Ich gebe offen zu, dass ich den satanischen Charakter des Nationalsozialismus und besonders Hitlers nicht genügend durchschaut hatte und es deshalb versucht hatte, von einer Wertung der irdischen Existenz Israels aus, wie sie sich im fünften Buch Moses findet, manches grundsätzliche Wollen des Nationalsozialismus zu bejahen. Heute weiss ich, dass ich mich schwerwiegend geirrt habe. Jedenfalls ist der unter Nr.3 von Ihnen genannte Aufsatz⁵ aus diesem Zusammenhang zu verstehen. Er entstand als Arbeit für eine Preisausschreibung. Selbstverständlich lege ich auf eine Übersendung keinen Wert, ebensowenig für Notizen verwandten Inhalts!“⁶

Diese Zeilen schreibt ein Mann, dessen Entnazifizierungsverfahren im Jahr zuvor mit dem für ihn günstigen Entscheid geendet hatte, dass Küppers kein Nationalsozialist gewesen sei, weil er sich innerkirchlich immer für den Erhalt des Alten Testaments eingesetzt habe, und dessen Mitgliedschaft in der NSDAP mit „Heimatverbundenheit“ erklärt wird. Damit scheint das Kapitel Nationalsozialismus für Küppers zumindest formal abgeschlossen. Sein Auskommen ist durch die Pfarrstelle in Bonn gesichert. Doch Küppers will mehr: Sein Wechsel aus der Schweiz zurück nach Deutschland vollzog sich bereits 1938 unter der Prämisse, dass er neben dem Pfarrdienst den alt-katholischen Lehrstuhl an der Bonner Universität übernehmen werde. Schließlich hatte er an der Berner (Christ-)Katholisch-Theologischen Fakultät die Professur für Altes Testament innegehabt. So richtet sich sein Bestreben nach der Rückkehr aus französischer Kriegsgefangenschaft darauf, unter seiner Leitung den Lehrbetrieb am Alt-Katholischen Seminar wiederaufzunehmen, das zu dieser Zeit an der Philosophischen Fakultät angegliedert ist. Doch von dort regt sich Widerstand, der auch mit der „frühere(n) starke(n) Bindung der Altkatholiken an den Nationalsozialismus hin“⁷ begründet wird. In seiner Sitzung vom 12. Februar 1948 votiert der Senat dafür, das Alt-Katholische Seminar direkt dem Senat und Rektor der Universität zu unterstellen.⁸ Als Begründung für diese Entscheidung wird die Einführung des Numerus Clausus an der Philosophischen Fakultät genannt. Am 6. September 1948 erfolgt durch den Kultusminister des Landes Nordrhein-Westfalen die Erteilung des Lehrauftrags für Alt-Katholische (systematische) Theologie an Küppers und am

21. Februar 1949, also genau im Zeitraum des gefundenen Briefwechsels, die Ernennung zum Direktor des Alt-Katholischen Seminars.

Damit haben die von Brassel entdeckten Texte eine enorme Brisanz, die von Küppers durchaus erkannt wird. In diesem Kontext ist seine Äußerung zu verstehen, dass er auf die Übersendung des Aufsatzes wie der Notizen verwandten Inhalts keinen Wert legt. Man darf vermuten, dass er es am liebsten sähe, wenn Brassel sie einfach unauffindbar entsorgen würde. Noch besser freilich wäre es in seinen Augen wohl gewesen, Brassel hätte diese Texte niemals entdeckt.

Sollte Küppers davon ausgegangen sein, dass der junge Schweizer Kollege sich mit seinen Erklärungen zufriedengeben würde und das Thema damit für ihn beendet sein konnte, so musste ihn der Antwortbrief Brassels vom Gegenteil überzeugen. Dieser schreibt ihm am 12. Februar 1949:

„Ihre Antwort vom 11.12.48 hat mir freilich nichts erklärt. Dieses Nebeneinander von Bibeln und frommer Literatur einerseits, und andererseits von Sätzen, die den Juden Hass und zugleich das Hochgefühl einem kulturell und ethisch überlegenen Volk anzugehören, vertreten, haben mir einen schlecht-hin scheusslichen Eindruck gemacht [...]

Ihr Brief erscheint mir überhaupt als eine Vertuschung des wahren Sachverhaltes [...]

[...] ich glaube, dass Ihr Brief mein Misstrauen nicht vermindert hat, ein Misstrauen, das ‚zwischen Fleisch und Blut‘ nichts Besonderes ist, das aber innerhalb der Kirche nicht vorhanden sein darf. Und da es sich in unserer Frage nur um einen exemplarischen Fall von Misstrauen in der Christenheit der Gegenwart handelt, ist es wohl gut, wenn wir hier in Offenheit sprechen. Darum möchte ich Ihnen einige harte Fragen stellen, nicht, weil ich mir das Recht anmasse, Ihr Inquisitor zu sein, sondern um an diesem heiklen Punkte die Sauberkeit und aufrichtige Gemeinschaft der Kirche Christi zu respektieren.

Sie schreiben in Ihrem Brief, Sie hätten den satanischen Charakter des Nationalsozialismus ‚nicht genügend durchschaut‘. Umso mehr verwundert es, noch im ‚Entwurf zu einer Stellungnahme im Kreise des Jungborn von

Werner Küppers, Bonn im März 1944 gelegentlich eines Urlaubes⁹ folgende Antwort auf die Frage nach der Erneuerung des religiösen Lebens im deutschen Volke zu finden: Die Religion müsse durch ein neues Verhältnis zur Natur gefunden werden. Dieses neue Verhältnis werde u.A. folgendermassen ermöglicht: ‚Der Führer mit einer neuen Weltanschauung und persönlichen Lebensführung und die neueste Hochachtung der Natur weisen uns den neuen Weg und Deutschlands Aufgabe.‘¹⁰ (Kurz vorher Erwähnung des Gegenbeispiels: ‚Judenherrschaft in USA und Sowjetrussland‘). Ich stelle fest: Dieser Satz zeigt entweder, dass Sie damals überhaupt nichts durchschaut haben, dass Ihr Irrtum ein völliger war, den Sie jetzt herabmindern möchten. Oder dann muss man annehmen, dass Sie damals entgegen dem, was Sie (auch als subjektive) Wahrheit erkannten, geredet und gewirkt haben.

Sie schreiben in Ihrem Aufsatz ‚Was verbindet Deutschland und Japan gegenüber US-Amerika‘ Seite 12 unten: ‚In sich selbst ein Völkergemisch, das nur oberflächlich durch die Herrschaft der englischen Sprache vereinheitlicht wurde, hat US-Amerika kein Verständnis für eine wahrhaft nationale Politik, der die Lebenserhaltung des eigenen Volkes über alles geht. Eine derartige nationale Politik kommt der USA nicht minder überholt vor wie uns der mittelalterliche Hexenwahn. Weil die Volksrassen selbst bastardisiert und folglich innerlich chaotisch sind, kann ihr Staat auch niemals als echte Ordnungsmacht eines Grossraumes mit einer natürlichen Völkerfamilie auftreten.‘

Frage: Warum liessen ausgerechnet Sie sich als Vertreter der altkatholischen Kirche Deutschlands nach Amsterdam delegieren? Warum haben Sie Ihren Auftrag nicht einem anderen Vertreter Ihrer Kirche weiter gegeben, der die Verbundenheit der Kirche Christi konsequenter festgehalten hat, über alle nationalen Bindungen und Trennungen hinweg?

Im gleichen Aufsatz ist Seit(e) 7 über Japan Folgendes zu lesen: ‚Das vom Mythos göttlicher Abkunft umkleidete Herrscherhaus, das älteste der Welt, ist der lebendige Garant dafür (für den lebendigen Zusammenhang mit der Vorzeit) älteste politische Ausdrucksform der Reichsidee[sic], die Allei(n)herrschaft des priesterlichen Gottessohnes, umkleidet mit den heiligen Zeichen der Urzeit, im Wesentlichen ungebrochen hinein in die moderne Zeit der Technik und der rationalistischen Auflösung alter geheiligter Vorstellungen und Bindungen...‘
--- Haben Sie das Johannesevangelium noch nie gelesen?

Sie ersuchten im Jahre 1945 Ihre Kollegen von der christkatholischen Fakultät in Bern zu bezeugen, dass Sie sich unter dem Regime des 3. Reiches nie in unwürdiger Weise verhalten hätten. Verübeln Sie es mir, wenn ich Ihnen eine grössere Verantwortlichkeit zurechne als den 160 ‚Kriegsverbrechern‘, die ich in Bordeaux regelmässig besuche? Wenn ich an Herrn Stotz denke, der 1945 den Fragebogen ehrlich ausgefüllt hat und jetzt mit Tbc im Fort du HÂ¹¹ sitzt, so läuft mir die Galle über. Denn ich glaube, dass er und alle seinesgleichen ihrem Befehl gehorcht haben, dass Sie aber als Christ und Theologe (als den Sie sich so schnell zu rehabilitieren suchten) einem anderen Befehl unterstanden, dem Sie wohl nicht völlig unbewusst zuwidergehandelt haben.

Sind Sie überzeugt, dass Sie mit Ihrer theologischen Arbeit z.B. über Sailer weiterfahren können, als wäre nichts geschehen? Wäre es nicht viel dringender, sich darüber zu befinden, welche theologische Position diese unheilvolle Konfusion von Bibeln[sic] und den zitierten Sätzen doch weitgehend ermöglicht und nicht verhindert hat? Ich glaube, dass diese kritische und selbstkritische Arbeit viel befreiender und fruchtbarer ist als der Ausbau einer Theologie, die sowohl einem edlen Humanismus als auch der Teufelei des Nationalsozialismus Raum geben konnte und schon daher als sehr untauglich erscheinen muss.

Ich wünsche Ihnen, dass die Erinnerung an Ihre Worte aus der Hitlerzeit Sie so sehr belastet, dass Sie etwas weniger selb[st]verständlich auf Ihre Würdigkeit unter jener Aera pochen, dass Sie nicht mehr an ein[sic] Amsterdam¹² gehen, ohne sich einem ehemaligen Feind zu bekennen (wie wäre es gewesen, wenn Sie z.B. Pasteur Roux¹³ aufgesucht hätten, dessen Name Ihnen sicher nicht unbekannt war!), dass Sie mit etwas mehr Selbstkritik oder dann lieber gar nicht mehr Lehrer und Pfarrer sind. Es wäre schön, von der Fakultät in Bonn gelegentlich ein Zeichen zu vernehmen, dass Sie diesen Weg einschlagen. Und nichts wäre mir lieber, wenn ich auf Grund Ihrer unfreiwilligen ‚Confidences‘ der Wahrheit in der Kirche nachhelfen müsste.“

Der junge, zornige Kollege aus der Schweiz zieht nicht nur die Glaubwürdigkeit des Älteren in Frage, sondern hält es im Sinne seiner eigenen Glaubwürdigkeit als Pfarrer und Theologe für seine Pflicht, diesem älteren Kollegen seine Verantwortung als Lehrer und Priester vor Augen zu führen. Die Art,

wie Küppers sich einer offenen, selbstkritischen Auseinandersetzung mit seiner Rolle im Nationalsozialismus zu entziehen versucht, empfindet Brassel als Unrecht all denen gegenüber, die ihre Verfehlungen nach dem Krieg eingestanden und dafür bestraft wurden. Und er wirft ihm vor, der Kirche, wie dem christlichen Glauben insgesamt, durch sein Verhalten Schaden zuzufügen. Brassel fordert von Küppers eine „Wiedergutmachung“ auf der Ebene, auf der das Unrecht begangen wurde: auf der theologischen. Dieser junge Schweizer Pfarrer sieht und spricht aus, was Küppers längst hätte einsehen müssen, wenn es ihm wirklich um einen Neuanfang gegangen wäre: den Anteil christlicher Theologie als Steigbügelhalter nationalsozialistischer Ideologie.¹⁴ Dies zu erkennen und sich damit auseinanderzusetzen, fordert Brassel von seinem älteren Kollegen ein, auch als Zeichen der Glaubwürdigkeit dafür, dass es ihm wirklich um die Sache Christi und der Kirche geht.

2 Küppers' Reaktion

Der Brief Brassels muss Küppers arg zugesetzt haben. Dies belegt nicht nur seine Antwort an Brassel vom 16.2.1949,¹⁵ sondern auch ein Brief an einen alten Schweizer Kollegen, den Küppers aus Studienzeiten kannte. Doch zunächst aus der Antwort an Brassel:

„1) Meine nationale und politische Einstellung von 1935 bis 1945 ist in Bern und Bonn immer bekannt gewesen und ich habe die Fakultät in Bern nur darum gebeten, zu bezeugen dass ich in meiner Lehrtätigkeit ebenso wie in meiner Tätigkeit als Geistlicher mich nicht politisch und weltanschaulich als Nationalsozialist betätigt habe. Dies ist mir auch durch Herrn Bischof Dr. Kury ausdrücklich bescheinigt worden. Ich wollte und will also in dieser Hinsicht garnichts vertuschen oder umfärben.

2) Ich bin durchaus nicht überzeugt, in meiner theologischen Arbeit ‚weiter-zufahren, als wäre nichts geschehen‘. Wenn Sie mein Leben und Arbeiten hier kennen lernen könnten, würden Sie es vielleicht selbst sehen, dass ich nichts anderes will, als für Christus in unserem von Gott geschlagenen Volk zu wirken!

3) *Es tut mir aufrichtig leid, wenn meine Worte in meinem letzten Brief von Ihnen so verstanden werden mussten, als ‚poche ich auf meine Würdigkeit unter jener [sc. der Hitler’schen] Aera‘! Tatsache ist nur, dass die beiden Bischöfe, die mich in Bern und Bonn von meinen Anfängen her kennen, mir nie ihr Vertrauen entzogen haben und dass deshalb auch das Verfahren der politischen Überprüfung, dass in aller Form stattgefunden hat, zur Belassung, bzw.zur Wiedereinsetzung in meine Ämter führen konnte.*

4) *Zu der Abordnung nach Amsterdam habe ich mich in keiner Weise gedrängt, sie erwuchs aus dem Vertrauen unseres Bischofs in meine Hingabe an die oekumenischen Aufgaben. Ich habe dort mit einer Reihe von französischen Vertretern öfter und länger gesprochen, mit Herrn Pasteur Roux allerdings nicht. Immer aber habe ich zum Ausdruck gebracht, besonders auch unseren holländischen Freunden gegenüber, dass wir nur dann als christliche Brüder zusammensein können, wenn das Wunder der Vergebung durch Christus und um Christi willen unter uns und zwischen uns geschieht, d.h. wenn wir unsere Schuld bekennen und die Brüder uns Vergebung schenken.*

Hat es nun einen Wert gehabt, diesen Brief als Antwort auf den Ihren zu schreiben? Hören Sie daraus Hochmut und Heuchelei oder Demut und Wahrhaftigkeit? Sind Sie der Meinung, ich sei Ihren Fragen ausgewichen? Das ist nicht meine Absicht; ich meine nur, dass zu viel zu sagen wäre und dass ohne Herstellung eines Vertrauens auch viele Worte nicht sicher helfen.“

Wieder windet sich Küppers heraus und bemüht sich, Sachverhalte zu relativieren, was, wie wir noch sehen werden, bei Brassel nicht verfängt.

Entlarvend gegenüber diesem offenbar auf Beschwichtigung zielenden Schreiben ist ein Brief Küppers' an den Schweizer Kollegen Werner Weibel,¹⁶ den er noch aus der gemeinsamen Studienzeit in Bern kennt. Zu Beginn seines Briefes schildert Küppers kurz, wie es zu dem Briefwechsel mit Andreas Brassel kam und welche Folgen das für ihn hat:

*„Bei der Durchsicht der Sachen stiess er auch auf zwei Aufsätze, die nie gedruckt wurden, aber nun als vergessene Papiere bei den Büchern lagen. **In diesen Aufzeichnungen kam meine damalige politische Einstellung zum Ausdruck** [...] Aus einigen Andeutungen seines Briefes kann man auch*

*schliessen, dass er sich gedrunghen fühlen könnte, mit dem Material, das er in der Hand hat, **mir an allerlei Stellen Schwierigkeiten zu machen.** Ich glaube wirklich nicht fürchten zu müssen, dass dies praktische Folgen von ernster Auswirkung haben würde, aber es könnte doch auch im Ganzen für unsere alt-katholische Kirche zum Nachteil sichauswirken [sic] und deshalb bitte ich Dich, durch ein menschliches Freundeswort, das Gift aus dieser Sache zu nehmen.“¹⁷ (Hervorhebungen durch die Autorin.)*

Zweierlei ist an diesem Brief bemerkenswert: Zum einen ist es ein offenes Eingeständnis von Küppers' vormaliger nationalsozialistischer Überzeugung. In dem von Brassel zitierten Aufsatz „Was verbindet Deutschland und Japan gegenüber US-Amerika?“ glorifiziert Küppers Preußen, vergleicht Hitler mit Bismarck und sieht „das Judentum“ als Gegenpol dazu:

*„Erst dem Führer gelang es wie er [gemeint ist Bismarck], dem neuen Reich eine politische Gestalt zu geben, durch die es die Fragen der Zeit vorausschauend anfasste und einer positiven Lösung entgegenführte. Sofort brach aber auch **der vor allem vom Judentum als dem geistigen Gegenpol genährte Hass gegen diese neue staatliche Offenbarung des Preussentums** mit grösster Heftigkeit hervor und **zwang das Reich in diesen zweiten Weltkrieg.**“¹⁸ (Hervorhebungen durch die Autorin.)*

Damit schreibt Küppers „den Juden“ in ihrer Gesamtheit die Verantwortung für den zweiten Weltkrieg zu. Ebenso wie die USA, England und Sowjetrussland sind sie in seinen Augen verantwortlich für den Niedergang Europas, wohingegen Hitler als der Vollender Preußens und damit quasi als der „Erlöser“ und „Retter“ Europas dargestellt wird.¹⁹ Staat und Herrscher werden als „geheiligte Vertreter einer hoch über dem Einzelnen thronenden Ordnung“²⁰ deklariert. Mehrfach werden Juden als „Drahtzieher des Börsenkapitals“²¹ und „wirtschaftliche Kolonialmächte“²² bezeichnet. Und nicht nur das! Auf Seite 28 des zitierten Aufsatzes schreibt Küppers:

„Je vollständiger so die grossen jüdisch-plutokratischen Drahtzieher durch ihre Beherrschung von Presse, Film, Politik, Erziehungsanstalten, Kunst und Wissenschaft die öffentliche Meinung in die Hand bekommen, desto zynischer und gewissenloser spielen sie in ihrem eigenen Interesse mit dieser Macht! Der Fluch der Instinktlosigkeit, der kulturellen Entwurzelung des

*amerikanischen Menschen, wirkt sich immer stärker aus. Die selbständige Urteilsfähigkeit stirbt ab, der Mensch wird schablonenhafter Bestandteil einer Masse, die von raffinierten Regisseuren im Solde der grossen Machthaber gelenkt wird.*²³

Und auf Seite 32 desselben Aufsatzes liest man als Erläuterung zu einem Ausspruch Goethes, dass Glaube und Unglaube die tiefsten bewegenden Kräfte der Geschichte seien:

*„In Deutschland ist die nationalsozialistische Bewegung Adolf Hitlers der Träger dieses neuen Glaubens und damit der Garant einer neuen Kulturentfaltung. In ihm sind alle idealen Regungen und Kräfte des deutschen Volkes verkörpert und auf einen Nenner gebracht. Als Andeutung des Grundcharakters dieser neuen Kulturentfaltung kann der Stil angesehen werden, in dem Fritz Todt²⁴ und seine Helfer das grosse Werk der Reichsautobahnen schufen. In ihm verbinden sich vollendete Beherrschung der Technik mit grösster Treue zum eigenen Wesen und zur heimatlichen Landschaft und daraus entsteht der kraftvolle Ausdruck des gesunden Lebenswillens eines grossen Volkes.*²⁵

Wir wissen nicht genau, wann Küppers diesen Aufsatz geschrieben hat, nur, dass er in jedem Fall nach 1941 entstanden ist. D. h. Küppers ist, als er diesen Aufsatz verfasst, Mitte bis Ende 30. Hier von jugendlicher Verblendung zu sprechen, in der der Charakter des Nationalsozialismus und der Person Hitlers nicht genügend erkannt wurden, wie Küppers seinem jungen Kollegen weismachen will, ist schlicht nicht möglich. Die von Brassel gefundenen Texte belegen eindrücklich, was der Bonner Professor an den früheren Schweizer Kommilitonen schreibt, nämlich seine „damalige politische Einstellung“, die ohne Zweifel als überzeugt nationalsozialistisch bezeichnet werden kann.

Deswegen fürchtet Küppers zum anderen, entgegen seiner Aussage, dass der Fund seiner Schriften Konsequenzen nach sich ziehen könnte, die er unter allen Umständen vermeiden möchte.

Ebenso bemerkenswert wie der Brief von Küppers an Weibel ist jedoch dessen Antwort:

„Lieber Freund,

Deine Sache ist in Ordnung. Ich habe mit meinem Freund, Pfarrer Brassel sen.²⁶ in Eglisau über Dein Anliegen geredet und er versprach mir, es nach Bordeaux weiterzuleiten. Er konnte mir auch bereits die beruhigende Mitteilung machen, dass Dir von seinem Sohne in dieser Sache weiterhin keine Schwierigkeiten erwachsen würden. Er werde über seinen in jugendlichem Eifer geschriebenen Brief hinaus sicher nichts unternehmen. Ich denke mir's so: Du nimmst diesen Brief eines jungen unerfahrenen aber radikalen Amtsbruders zur Kenntnis – und es ist das einfach ein Stück Deiner Busse, die weder Brassel noch Weibel von Dir zu erwarten haben, die aber der Herr von Dir haben will.“

3 Eine verweigerte Auseinandersetzung

„Deine Sache ist Ordnung“: Genau diese Antwort will Küppers wohl hören, und ein Umgang wie der in diesem Brief zum Ausdruck kommende mit besagter „Sache“ ist wohl auch keineswegs ein Einzelfall. So konstatiert Hannah Arendt bei ihrem ersten Besuch nach Kriegsende in Deutschland im August 1949 mit einer gewissen Ratlosigkeit: „Inmitten der Ruinen schreiben die Deutschen einander Ansichtskarten von Kirchen und Marktplätzen, den öffentlichen Gebäuden und Brücken, die es gar nicht mehr gibt. Und die Gleichgültigkeit, mit der sie sich durch die Trümmer bewegen, findet ihre Entsprechung darin, daß niemand um die Toten trauert; sie spiegelt sich in der Apathie wider, mit der sie auf das Schicksal der Flüchtlinge in ihrer Mitte reagieren oder vielmehr nicht reagieren. Dieser allgemeine Gefühlsangel, auf jeden Fall aber die offensichtliche Herzlosigkeit, die manchmal mit billiger Rührseligkeit kaschiert wird, ist jedoch nur das auffälligste äußerliche Symptom einer tief verwurzelten, hartnäckigen und gelegentlich brutalen Weigerung, sich dem tatsächlich Geschehenen zu stellen und sich damit abzufinden.“²⁷

Diese Sätze beschreiben ziemlich treffend, was Brassel beim Lesen der Texte und Briefe seines Gegenübers empfindet: Da tut jemand so, als habe es die vergangenen Jahre in Deutschland mit all ihren Gräueln nicht wirklich gegeben und als sei das einzige Ziel der Gegenwart, möglichst schnell

alles so wiederherzustellen, wie es vor der nationalsozialistischen Zeit gewesen ist. Und dies gilt ganz offensichtlich nicht nur für Gebäude und Brücken, wie Arendt sie erwähnt, sondern auch für Berufsverhältnisse und Lebenseinstellungen...²⁸

Für Brassel jedenfalls ist die Sache damit noch nicht ganz erledigt. Er schreibt einen letzten Brief an Küppers, in dem er sich indirekt auf dessen Brief an Weibel und das sich daran anschließende Telefonat mit seinem Vater bezieht. In diesem Brief stellt Brassel zunächst klar, dass es ihm weder darum geht, Profit aus den ihm zugetragenen Texten zu schlagen, noch darum, der alt-katholischen Kirche zu schaden. Für ihn steht sehr viel mehr auf dem Spiel: nämlich seine persönliche Verantwortung und Glaubwürdigkeit als Christ und als Pfarrer. In diesem Sinne geht es ihm auch um die moralische Verantwortung und Glaubwürdigkeit von Küppers. Er will „zeigen, warum ich meinte, die unschönen Dinge, die ich gefunden hatte, weder vor Ihnen noch vor anderen verbergen zu müssen“.

Brassel setzt Küppers davon in Kenntnis, dass er bei den christkatholischen Professoren Gilg²⁹ und Gaugler³⁰ zu Besuch war und beiden den „wüsten Aufsatz“ (gemeint ist wohl der von Brassel im letzten Brief angesprochene Aufsatz „Was verbindet Deutschland und Japan gegenüber US-Amerika“) zu deren Kenntnisnahme vorgelegt hat. Zu seinen Beweggründen schreibt er Folgendes:

„Denn die Kirche, in der Sie leben und wirken, muss sich doch zuerst mit Ihren Irrtümern auseinandersetzen, bevor sich andere dafür interessieren. Ich glaube, dass sie erst dann, wenn sie das zu tun wagt, ihren oekumenischen Auftrag recht ausrichten kann.

Aber ich glaube auch, dass Sie selbst etwas tun können, was über die Kirchenmauern hinaus als ehrliches Zeichen ‚moralischer Aufrüstung‘ (bzw. der entschlossenen Abrüstung des Unmoralischen) aufgefasst werden darf. Ich meine nicht etwa eine ziemlich unwürdige weil späte öffentliche Schuldproklamation. Doch wie wäre es, wenn Sie z.B. eine Vorlesung oder Seminarübung einem Vergleich der Wertung der irdischen Existenz des Volkes nach dem Deuteronomium (bzw. Alten Testament) und dem Nationalsozialismus widmen würden? Eine exegetische und systematische Uebung, die sicher auch anderen von Nutzen wäre und in der Sie selbst auf würdige Weise

gegen Ihre eigenen Irrtümer Stellung nehmen könnten, in ganz sachlicher, wissenschaftlicher und schonungsloser Selbstkritik. Das wäre – meiner Ansicht nach – eine der vordringlichsten Aufgaben, die in Ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit auf Sie warten. In Ihrer Arbeit können Sie wohl am Besten und am fruchtbarsten Ihre Umkehr kund tun.“

Zumindest in den dokumentierten Vorlesungen und Übungen findet sich keine, die diesen Vorschlag Brassels aufnimmt. Und auch sonst gibt es innerkirchlich keine nennenswerten Versuche, sich mit den eigenen Verstrickungen und Verfehlungen während der nationalsozialistischen Diktatur auseinanderzusetzen. Und ein wenig ist man versucht zu fragen: „Wie auch?“ Bischof Erwin Kreuzer³¹ selbst muss sich keinem Entnazifizierungsverfahren unterziehen, da in der britischen Besatzungszone kirchliche Ausschüsse mit der Durchführung dieser Verfahren für Mitarbeitende im kirchlichen Dienst betraut sind. Angesichts der ausgesprochen angespannten Personalsituation im Bistum hat er darüber hinaus ein Interesse daran, möglichst alle noch vorhandenen Geistlichen im Amt zu halten und stellt daher auch reine Gefälligkeitsgutachten aus.³² Küppers bescheinigt der Bischof, dass er niemals für die NSDAP aktiv gewesen sei, sondern stets nur ihr nominelles Mitglied und alles andere als ein Träger der nationalsozialistischen Weltanschauung. Schon durch das Fach des Lehramtes, das er in der Schweiz bekleidete, nämlich die Exegese des Alten Testaments, stehe er im natürlichen Widerspruch gegen jene Weltanschauung.³³ Im weiteren Verlauf des Dokuments heißt es:

„Die alt-katholische Kirche sieht jedenfalls nicht den geringsten Grund, Professor Dr. Küppers ihr Vertrauen zu entziehen und Bedenken gegen die Ausbildung ihrer Geistlichen durch ihn zu hegen, und sie darf jedenfalls für sich in Anspruch nehmen, daß sie seine Persönlichkeit am besten kennt.“³⁴

„Denn die Kirche, in der Sie leben und wirken, muss sich doch zuerst mit Ihren Irrtümern auseinandersetzen, bevor sich andere dafür interessieren“, schreibt Brassel, als er Küppers über seinen Besuch bei Gilg und Gaugler informiert. Doch diese Kirche ist dazu lange Zeit nach dem zweiten Weltkrieg kaum in der Lage. Anfangs ist es der chronische Personalmangel und die dadurch bedingte personelle Kontinuität, die einer Aufarbeitung im Wege stehen. Hannah Arendt versucht das Scheitern der Entnazifizierung unter

anderem damit zu erklären, dass sie „die wenigen echten Unterschiede verwischte, die das Naziregime überlebt hatten“,³⁵ weil sie die Mitgliedschaft in der NSDAP zum grundlegenden Bewertungskriterium machte und damit außer Acht ließ, dass aktive Regimegegner nur dann ihren Aktivitäten nachgehen konnten, wenn sie Mitglieder der Partei waren. Schwerer wiegt für sie allerdings, dass „die Entnazifizierung eine ungute neue Interessengemeinschaft unter den mehr oder weniger Kompromittierten geschaffen hat, die aus opportunistischen Gründen mehr oder weniger überzeugte Nazis geworden waren [...] Das Entnazifizierungsprogramm stellte einfach eine unmittelbare Bedrohung für den Lebensunterhalt und die Existenz dar, und deshalb versuchte die Mehrheit, den Druck abzuschwächen, indem sie sich ganz systematisch untereinander versicherten, daß die ganze Angelegenheit nicht so ernst zu nehmen sei. Eine derartige Verständigung ist nur mit jenen möglich, die ähnlich kompromittiert sind, wie man selber. Sowohl jene, die aus Überzeugung Nazis wurden, als auch jene, die ihre Integrität aufrechterhielten, werden als fremde und bedrohliche Elemente angesehen, teils, weil ihnen die eigene Vergangenheit keine Angst einflößt, aber auch deshalb, weil ihre bloße Existenz ein leibhaftiger Beweis dafür ist, daß etwas wirklich Schlimmes geschehen, daß etwas Entscheidendes begangen worden ist.“³⁶ Und sie bescheinigt der deutschen Intelligenz die fehlende Bereitschaft, „ihre eigene Verantwortung ernst zu nehmen oder die Last der Verantwortung zu tragen, die ihr das Hitlerregime aufgebürdet hat“.³⁷ Letztendlich ist es genau das, was auch Brassel von dem älteren Kollegen einfordert und zwar nicht nur als Mitglied der sogenannten deutschen Intelligenz, sondern zuerst als Christ und Theologe. Diese Verantwortung hat Küppers verweigert.

Küppers bekommt zwar nach dem Krieg sowohl von Gaugler als auch von Bischof Adolf Kury³⁸ aus der Schweiz die gewünschten Bescheinigungen und Gutachten darüber, dass er seine Dienstpflichten nicht im Sinne seiner damaligen politischen Überzeugung verletzt habe. Trotzdem gibt es ihm und Bischof Kreuzer gegenüber innerhalb der Ökumene wie der alt-katholischen Schwesterkirchen viele Ressentiments und Vertrauensverluste.³⁹

Ein ebenfalls im Nachlass Küppers erhaltener Brief von Kury an Küppers legt davon ein beredtes Zeugnis ab:

„Ich muss Ihnen aber Raten [sic], Ihren Vorschlag wegen Vorträgen einstweilen in den Hintergrund zu stellen. Es sind so unglaubliche und verwerfliche Machenschaften Ihrer Landsleute in unserem Land nachträglich durch amtliche Untersuchungen und Prozesse bekannt geworden und die Presse hat unser Land so beschimpft, dass es lange Jahre dauern wird, bis das alte Verhältnis wieder hergestellt sein wird. Sie dürfen sich da keinen Illusionen hingeben!

Es ist auch nicht leicht, Referenten in unser Land zu bringen. Mit Pfarrer Dietz⁴⁰ ist es möglich geworden, weil er unser nächster Nachbar ist[...]

Dazu kommt, dass er stets eine Haltung eingenommen hat, die uns sympathisch ist und dass er unsere Verhältnisse durch den beständigen Verkehr besser kennt als mancher, der Jahre lang in unserm Land selbst gewesen ist.

Sie unterschätzen den Mann, er hat einen so feinen und abgeklärten Vortrag gehalten, dass er berufen wäre, viel zum Ausgleich beitragen zu können. Sie werden begreifen, dass wir uns die Leute sehr genau ansehen müssen, die wir berufen!“⁴¹

Küry drückt in diesem Brief zwar freundlich, aber doch ebenfalls unmissverständlich aus, was Brassel in seinen Briefen an Küppers ausspricht: dass er nach seiner unter dem Nationalsozialismus eingenommenen Haltung weder als Theologe noch als Priester glaubwürdig und tragbar ist. Das allerdings sieht man in Deutschland anders, und so findet sich auch lange Jahre nach Küppers Tod kaum ein Hinweis auf dieses Kapitel seiner Biographie.

Der Fund des kurzen Briefwechsels zwischen Brassel und Küppers sowie die bereitwillige Zurverfügungstellung der im Nachlass Küppers fehlenden Briefe und Schriften durch Brassels Sohn ermöglichen eine Revidierung des bisherigen Küppersbildes. Sie zeigen darüber hinaus eindrucksvoll, dass die Geschichte der alt-katholischen Kirche in Deutschland im Nationalsozialismus mehr und differenziertere Facetten hat als bislang angenommen.

Anne Hensmann-Eßer, Dipl.päd., Dipl.theol., Jahrgang 1963, war 2016 – 2018 Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Alt-Katholischen Seminar der Universität Bonn.

Fußnoten

- 1 Die Überschrift ist eine Anlehnung an den Titel des Bühnenstücks von Carlo Goldoni, „Der Diener zweier Herren“. Gleichzeitig ist sie natürlich eine Anspielung auf Mt 6,24. Ich glaube, dass die Bezeichnung „Diener zweier Herren“ Küppers in seiner Beziehung zum Nationalsozialismus ganz gut charakterisiert. – Editorische Notiz: Alle Zitate wurden in ihrer ursprünglichen Schreibweise belassen. Für den folgenden Aufsatz hat Herr Ruedi Brassel mir die im Nachlass Küppers fehlenden Briefe und Schriften aus dem Nachlass seines Vaters zur Verfügung gestellt. Dafür danke ich ihm sehr herzlich.
- 2 Werner Küppers, geb. 1.11.1905 in Königsberg/Ostpreußen, gest. 22.6.1980 in Tübingen, 1938–1960 alt-katholischer Pfarrer in Bonn, bis 1974 zusätzlich Seelsorger für die Gemeinde Koblenz. Seit 1949 Direktor des Alt-Katholischen Seminars der Universität Bonn, 1964–1971 Professor für alt-katholische Theologie an der Universität Bonn. Zur Biographie von Werner Küppers vgl. ausführlich: „Abenteuer in Rom“. Texte aus dem Nachlass Werner Küppers im Alt-Katholischen Seminar der Universität Bonn, zusammengestellt, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Anne Hensmann-Eßer, Bonn 2017, 11–20.
- 3 Paul Andreas Brassel-Friedli, geb. 17.3.1924 in Eglisau, gest. 1.10.1984 in Arlesheim, protestantischer Pfarrer, 1948 – 1950 Seelsorger für ehemalige deutsche Kriegsgefangene in Bordeaux, 1950 – 1958 Pfarrer in Reute/Appenzell-Ausserrhoden, 1958–1984 Pfarrer in Arlesheim.
- 4 Brief Brassel an Küppers vom 8.12.1948, Nachlass Werner Küppers am Alt-Katholischen Seminar der Universität Bonn.
- 5 Was verbindet Deutschland und Japan gegenüber US-Amerika?, Nachlass Andreas Brassel, Kopie im Nachlass Küppers des Alt-Katholischen Seminars der Universität Bonn.
- 6 Brief Küppers an Brassel vom 11.12.1948, Nachlass Küppers am Alt-Katholischen Seminar der Universität Bonn. Hervorhebung im Original.
- 7 Senatsprotokoll, Sitzung am 22. Januar 1948, UAB, Senatsprotokolle.
- 8 Senatsprotokoll, Sitzung am 12. Februar 1948, UAB, Senatsprotokolle.
- 9 So der Titel einer Schrift, die ebenfalls zu den von Brassel gefundenen zählt, Nachlass Andreas Brassel, Kopie im Nachlass Küppers am Alt-Katholischen Seminar der Universität Bonn.
- 10 Der Satz nach dem von Brassel zitierten geht sogar noch einen Schritt weiter. Dort schreibt Küppers: „Theologisch spricht man im Blick auf diese Tatsachen von den Schöpfungsordnungen und der Notwendigkeit ihrer Heilighaltung.“ D.h. die nationalsozialistische Ideologie und ihr Führerkult werden hier von Küppers als von Gott gegebene Schöpfungsordnung dargestellt.
- 11 Fort du HÂ, ursprünglich als Festung zum Schutz Bordeaux im 15. Jahrhundert erbaut, während des 2. Weltkriegs Gefängnis, in dem politische Gegner und Widerstandskämpfer interniert waren, aber auch Juden bis zu ihrer Deportation in die Lager. Nach dem 2. Weltkrieg bis in die 60-er Jahre weiterhin als Gefängnis genutzt.
- 12 In Amsterdam fand vom 22.8. bis 24.9.1948 die erste Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen (World Council of Churches) statt, an der Küppers als Delegierter der Alt-Katholischen Kirche in Deutschland teilnahm.
- 13 Hébert Roux, geb. 16.5.1902 in Montauban (Sterbedatum nicht bekannt), reformierter Theologe und Beobachter beim II. Vatikanum.
- 14 Diese Einsicht führt 1949 in Deutschland zur Gründung der ersten Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit sowie zur Einrichtung eines Arbeitskreises Juden und Christen beim Zentralkomitee der Deutschen Katholiken und zur Gründung der Arbeitsgemeinschaft Juden und Christen beim Deutschen Evangelischen Kirchentag.
- 15 Brief Küppers an Brassel vom 16.2.1949, Nachlass Andreas Brassel, Kopie im Nachlass Küppers am Alt-Katholischen Seminar der Universität Bonn.
- 16 Werner Weibel, geb. 21.1.1904 in Biel, gest. 18.7.1997 in Küsnacht, ev. Theologe und Psychologe, Pfarrer in Schaffhausen und Zürich.
- 17 Brief Küppers an Weibel vom 16.2.1949, Nachlass Küppers am Alt-Katholischen Seminar der Universität Bonn.
- 18 Werner Küppers: Was verbindet Deutschland und Japan gegenüber US-Amerika?, Nachlass Andreas Brassel, Kopie im Nachlass Küppers am Alt-Katholischen Seminar der Universität Bonn, 4.
- 19 A.a.O., 5.
- 20 Ebd.
- 21 A.a.O., 13.
- 22 Vgl. a.a.O., 15, 18, 28,
- 23 A.a.O., 28.

- 24 Fritz Todt, geb. 4.9.1891 in Pforzheim, gest. 8.2.42 in Rastenburg (Ostproußen), seit 1922 Mitglied der NSDAP, Generalinspektor für das Straßenwesen, SA-Obergruppenführer und seit 1940 Reichsminister für Bewaffung und Munition.
- 25 A.a.O., 32.
- 26 Herrmann Brassel, geb. 20.8.1894 in Alterswilen, gest. 16.7. 1967 in Nesslau, ev. Pfarrer, Vater von Andreas Brassel.
- 27 Hannah Arendt: Besuch in Deutschland, Berlin 1993, 24f.
- 28 Vgl. hierzu ausführlich z.B.: http://www.gelsen-zentrum.de/deutsche_nazi_karrieren.htm, zuletzt aufgerufen am 7.2.2018 um 10:05 Uhr. Wirtschaftlich ist die Firma Thyssen-Krupp ein gutes Beispiel für nahtlose Anpassungen und Übergänge sowohl von der vor-nationalsozialistischen Zeit in die nationalsozialistische als auch von dieser in die Zeit der Bundesrepublik Deutschland. Auch innerhalb der alt-katholischen Kirche in Deutschland ist Küppers kein Einzelfall: So müssen die Bischöfe Erwin Kreuzer, geb. 24.2.1878 in Berlin, gest. 20.8.1953 in Bonn und Johannes Josef Demmel, geb.5.9.1890 in Regensburg, gest. 30.11.1972 in Bonn, sowie der Generalvikar Heinrich Hütwohl, geb. 21.3.1893 in Bacharach, gest. 18.7.1973 in Weinheim, nach heutigem Stand zumindest als belastet gelten. Vgl. ausführlich hierzu: Mathias Ring, „Katholisch und deutsch“, Die alt-katholische Kirche Deutschlands und der Nationalsozialismus, Bonn 2008.
- 29 Arnold Gilg, geb. 27.1.1887 in Olten, gest. 21.7.1967 in Bern, Professor für Systematische Theologie, Kirchen- und Dogmengeschichte und Seelsorge an der Christkatholischen Fakultät der Universität Bern.
- 30 Ernst Gaugler, geb. 31.5.1891 in Olten, gest. 20.1.1963 in Bern, Professor für Neues Testament, Homiletik und Katechetik an der Christkatholischen Fakultät der Universität Bern.
- 31 Siehe Fußnote 28.
- 32 Vgl. ausführlich hierzu: Matthias Ring: „Katholisch und deutsch“. Die alt-katholische Kirche Deutschlands und der Nationalsozialismus, Bonn 2008, 776ff.
- 33 So Kreuzer in seinem Einspruch gegen die Suspendierung von Küppers aus dem Universitätsdienst. Vgl. Personalakte Küppers 5165 im Archiv der Universität Bonn.
- 34 Ebd.
- 35 Vgl. Arendt: Besuch in Deutschland, 41.
- 36 A.a.O., 43.
- 37 Ebd.
- 38 Adolf Kury, geb. 21.7.1870 in Basel, gest. 26.11.1956 in Bern, zweiter christkatholischer Bischof der Schweiz.
- 39 Vgl. hierzu ausführlich: Matthias Ring: „Katholisch und deutsch“, 718–728.
- 40 Theodor Dietz, geb.21.5.1896 in Eppstein, gest. 19.9.1976 (Todesort unbekannt), alt-katholischer Pfarrer in Singen, Köln und Dortmund.
- 41 Brief Kury an Küppers vom 23.12.1947, Nachlass Küppers im Alt-Katholischen Seminar der Universität Bonn.

Matthias Ring

„Gegen das verjudete Christentum“

Ein antisemitischer Pfarrer in einer unpolitischen Kirche



Der Aktentitel hat eine geradezu barocke Länge:

*„Nazi-Zeit. Fundstücke aus dem Kirchturm Offenbach, vor allem Pfr. Dr. Weeber betreffend (er war der schlimmste antisemitische Hetzer im Klerus). Ergänzungen siehe Personalakte Weeber“.*¹

Im Bonner Bistumsarchiv findet sich diese Akte, die erst nachträglich angelegt wurde, wie ihr Titel verrät. Sie trägt die Handschrift von Joachim Vobbe (1947-2017), der als Offenbacher Pfarrer die verschiedenen Fundstücke gesammelt und sie nach seiner Bischofswahl im Bonner Archiv hinterlegt hat. Nimmt man – wie von ihm empfohlen – die Personalakte von Josef Maria Weeber (1881-1960) zusätzlich zur Hand, dann entsteht das Bild eines zutiefst im Antisemitismus verwurzelten Geistlichen, der mit seiner Weltanschauung immer wieder Konflikte provozierte. Was Weeber zu einem besonderen „Fall“ im alt-katholischen Klerus macht, ist der Umstand, dass er schon vor Hitlers Machtübernahme mit entsprechender Agitation aufgefallen ist.²

Von einem Skandal, den Weeber 1932 als Offenbacher Pfarrer ausgelöst hat, soll im Folgenden berichtet werden. An ihm zeigt sich, wie schwer sich die alt-katholische Kirche mit Weebers Antisemitismus tat. Eigentlich wäre alles ganz einfach gewesen: Die Kirche verstand sich als unpolitisch, betrachtete Religion und Politik als zwei getrennte Sphären, die nicht miteinander vermengt werden dürfen. In der Kirche habe deshalb die Stimme der Politik zu schweigen; die Verkündigung müsse ihrem Inhalt nach rein religiös sein. – So die Grundidee des unpolitischen Katholizismus alt-katholischer Prägung.³ Ein Prediger, der eindeutig antisemitisches und nationalsozialistisches Gedankengut auf der Kanzel verbreitet, wäre von daher als untragbar einzustufen. Was aber macht man, wenn einer seinen Antisemitismus als rein religiöses Anliegen bezeichnet und maßgebliche Instanzen diese Ansicht teilen?

1 Anzeige und Rechtfertigung: Ein religiöser Kampf

In den *Offenbacher Nachrichten*, einem nationalsozialistischen Blatt, erscheint am 17. September 1932 eine Anzeige mit dem Text: „In der Christuskirche (b. Hauptbahnhof) beginnt Sonntag, den 18. September,

morgens 10 Uhr eine Predigtreihe mit dem Motto: ‚Verjudetes Christentum‘ Christen aller Richtungen eingeladen.“⁴ Diese Anzeige wird anonym mit dem Vermerk „Der Missbrauch des Altkatholizismus durch Pfarrer Dr. Weeber-Offenbach“ an Bischof Georg Moog (1863-1934) geschickt, worauf dieser mit Schreiben vom 21. September Weeber zu einer Stellungnahme auffordert und gleichzeitig ein Verbot für die Fortsetzung der Predigtreihe ausspricht:

„Ich ersuche Sie zunächst, sich hierüber zu äußern, muß Sie aber schon jetzt im Belang der altkatholischen Gemeinde Offenbach sowie unserer Kirche überhaupt strengstens auffordern, diese Predigtreihe nicht mehr fortzusetzen, sondern, wie dies Ihre einzige Aufgabe ist, in Ihrer Predigt allein die frohe Botschaft vom Gottesreich in Christo ohne irgend eine Polemik nach dieser oder jener Seite zu verkündigen.“⁵

Bereits am folgenden Tag antwortet Pfarrer Weeber ausführlich, stellt jedoch zunächst die Frage nach dem Denunzianten, denn: „Deutsche Offenheit verlangt offene Kämpfer.“⁶ Inhaltlich rechtfertigt er seinen Kampf gegen das Judentum mit einer erstaunlichen Argumentationskette: Grundlage des Christentums sei einzig Jesus Christus. Dieser habe es zu einer Hauptaufgabe seines öffentlichen Wirkens gemacht, die jüdische Religion in ihren hervorragenden Vertretern, den Schriftgelehrten und Pharisäern, „mit beispiellosem Freimut“ zu bekämpfen; er sei am Ende Opfer dieses Kampfes geworden. Das ganze Johannes-Evangelium stünde im Zeichen dieses Kampfes. Paulus habe „diesen entscheidenden Weltkampf des Christentums gegen das Judentum fortgeführt“, obwohl er sich als Jude nicht in allem vom jüdischen Geist habe loslösen können. Weeber schreibt:

„Es ist die Tragödie des Christentums, daß es sich von seinem einzigen Todfeind, dem Judentum, innerlich nicht losgerissen hat. Der ‚alte Bund‘ ist wohl als Zeremonialgesetz aufgehoben, aber der Geist des alten Bundes lebt in der christlichen Religion ungehindert, ja dogmatisch und kirchlich geschützt und gepflegt fort, so der jüdische Gottesbegriff [...]. Aus dem bis heute in der christlichen Kirche festgehaltenen, ja feierlich sanktionierten jüdischen Gottesbegriff leitet sich alles Verderben ab, das je über die christliche Religion gekommen ist und noch kommt.“⁷

Jesus habe diesen Gottesbegriff bekämpft bis zum Tod, folglich müsse auch jeder Christ, „ganz besonders jeder christliche Priester und Bischof“ ihn „wie Jesus und mit Jesus bekämpfen bis zum Tode.“ Weeber fragt Moog: „Wie könnte ich mich da unter Ihre Weisung beugen, wenn meine innerste religiöse Überzeugung dagegen spricht? [...] Ich kann nicht anders.“

Weeber legt außerdem Wert darauf, dass er diesen Kampf nicht aus „oft mißbrauchten Rassemotiven[,] sondern aus rein religiösen Beweggründen“ führe. Er bittet deshalb Bischof Moog, seinem „Christuskampf gegen die Verjudung des Christentums“ nichts in den Weg zu legen, ja, er fordert ihn sogar auf, sich an die Spitze des Kampfes zu stellen:

„Hat der Altkatholizismus sich romfrei erklärt und arbeitet er jetzt noch immer daran, sich von aller versteckten Rominfektion frei zu machen, so muß er als deutscher Katholizismus noch den zweiten Schritt tun, sich auch von der jüdischen Infektion, die ihm wie dem ganzen Christentum durch seine äußere Abstammung aus dem Judentum eingimpft wurde, zu befreien.“⁸

Auf die Frage nach der Mitgliedschaft in der NSDAP, die Moog am Ende seines Schreibens gestellt hatte, antwortet Weeber positiv. Er betrachte es als seine Gewissenspflicht, die NS-Bewegung zu unterstützen, was auch für die alt-katholische Kirche „das Einzigrichtige“ sei, selbst wenn sie dadurch Mitglieder verlöre; er schreibt: „Mögen doch diese anti-deutschen und religiös absolut gleichgültigen Elemente ausscheiden!“⁹

Wie reagiert nun Bischof Moog? In mancherlei Hinsicht geradezu typisch alt-katholisch, denn im Sinne eines unpolitischen Katholizismus stellt er klar, dass er weder Weebers innere Überzeugung angetastet noch etwas über den Nationalsozialismus geschrieben habe. Doch genauso sei er verpflichtet, ihm zu verbieten, diese innerste Überzeugung im Pfarrgottesdienst zu verbreiten. Das Verbot, die Predigtreihe fortzusetzen, bleibe deshalb bestehen. Mit dem Inhalt von Weebers Brief werde sich die Synodalvertretung beschäftigen, gleichzeitig erhalte der Kirchenvorstand der Gemeinde Offenbach Kenntnis des Vorgefallenen, um dazu Stellung zu nehmen.¹⁰

2

Die Stellungnahme des Kirchenvorstandes

Am 25. September tritt der Offenbacher Kirchenvorstand zusammen, um über die Predigtreihe zu beraten. Der zweite Vorsitzende, Bürgermeister Ernst Weil, muss zu Beginn der Sitzung feststellen, dass Weeber im Protokollbuch bereits seine Anträge bzw. die von ihm gewünschten Beschlüsse handschriftlich eingetragen hatte.¹¹ Demnach sollte sich der Kirchenvorstand vorbehaltlos hinter ihn stellen und sich in der Frage der Predigten für nicht zuständig erklären, da es sich dabei um eine religiöse Frage handele.¹²

In Weebers Abwesenheit folgt der Kirchenvorstand weithin seinen Vorgaben. Einstimmig wird beschlossen, „daß für politische Agitation die Kanzel nicht zur Verfügung gestellt werden darf. Er [der Kirchenvorstand] erklärt aber, daß die beiden von Herrn Pfarrer Dr. Weeber am 18. & 25. September gehaltenen Predigten keine solche Absicht aufweisen, insbesondere in keiner Form Propaganda für eine bestimmte politische Partei gemacht wurde.“ An beiden Predigten (die erste habe den Gottesbegriff von Juden und Christen zum Thema gehabt, in der zweiten sei es um Vater- und Mutterschaft gegangen) sei inhaltlich nichts zu beanstanden gewesen. Der Kirchenvorstand bedauere, dass die Veröffentlichung der Ankündigung in nur einer Offenbacher Zeitung den Anschein erwecken konnte, „als ob Herr Pfarrer Dr. Weeber nationalsozialistische Propaganda treiben wolle.“ An den lauterer Motiven von Weeber gebe es keinen Zweifel, es sei auch nicht bekannt, dass ein Gemeindevorstand Anstoß genommen habe. Deshalb stelle sich der Vorstand hinter seinen Pfarrer und bitte den Bischof, von „Weiterungen“ abzusehen. Allerdings wird der Wunsch geäußert, dass künftig „im Interesse des Friedens in der Gemeinde von der Veröffentlichung von Ankündigungen in Parteiblättern einer bestimmten politischen Richtung“ abgesehen und auch der Wortlaut des Themas nicht mehr abgedruckt werde.¹³ – Diese Klausel lässt vermuten, dass sich zumindest daran Gemeindevorstandmitglieder gestört haben.

Ernst Weil fügt seinem Brief an Moog, in dem er über die Sitzung Bericht erstattet, noch einen Absatz an, wonach ihm nach Fertigstellung des Schreibens mitgeteilt worden sei, „daß Herr Dr. Pfarrer Weeber u. seine Frau mit dem Hakenkreuz in Offenbach auf der Straße gingen.“¹⁴

Bereits in diesem frühen Stadium des Konflikts wird deutlich, wie unterschiedlich Bischof und Kirchenvorstand die Predigten bewerteten. Für Moog ist von Anfang klar, dass diese politisch sind, da sie ein Thema des rechten, völkischen Lagers aufgreifen. Der Kirchenvorstand folgt hingegen Weeber und betont deren rein religiösen Charakter. Auch wenn die Predigten im Wortlaut nicht überliefert sind, ist das angesichts von Weebers Selbstzeugnissen schwer nachzuvollziehen.

3 Weebers Denkschrift: Der deutsche Christus

Bereits am Tag nach der Kirchenvorstandssitzung legt Pfarrer Weeber in einer ausführlichen Denkschrift für die demnächst tagende Synodalvertretung seinen Standpunkt dar und gibt damit einen Einblick in seine Gedankenwelt.¹⁵

In Weebers Augen hat sich der Alt-Katholizismus zu sehr auf die Verneinung, auf den Protest konzentriert und es dabei versäumt, die „Kulturenergie“ seiner „hohen religiösen Idee“ auszuwerten. – Der Begriff der „Kulturenergie“ war dem Leser, Bischof Moog, so fremd, dass er ihn unterstrich und mit einem Fragezeichen versah. – Das überlieferte christliche Symbolgut, das „in den Dogmen des Glaubens, in den Normen der Christusethik und in den Formen des Kults“ gegeben sei, habe die Kirche zu überliefern, aber nicht „es amtlich zu deuten, eine bestimmte Auslegung festzulegen und diese den Gläubigen aufzuzwingen“. – auch an dieser Stelle findet sich am Rand ein Fragezeichen aus der Feder von Bischof Moog. – Jeder einzelne müsse sich dieses Symbolgut aneignen. Dieser Prozess führe trotz des immer gleichen Symbolgutes zu einem „in den Völkern und Rassen“ nach bestimmten Grundzügen zwar gleichartigen und doch verschiedenen Christusbild. Deshalb könne man auch von einer „deutschen Auffassung des Christentums“, sogar von einem „Deutschen Christus“ sprechen. Diese deutsche Auffassung habe der Alt-Katholizismus zu vertreten, die alt-katholische Idee sei „in ihrem Wesen deutsch, bzw. germanisch“.

Eine neue Blüte des Alt-Katholizismus sieht Weeber erst dann kommen, wenn für die „Wiedergeburt des deutschen Christus im Altkatholizismus“ gearbeitet werde. Er fordert: „Deutsch darf nicht bloss unsere Gottesdienstsprache sein, deutsch muss unser Glaube, unsere Ethik, unser ganzer Gottesdienst werden im weitesten Sinn: unser Beten und Opfern und Sakramente empfangen“ sein. Daraus ergebe sich die Schlussfolgerung, dass das Christentum „von dem Ungeist des Judentums zu befreien“ sei, von dem es „leider“ – so Weeber – aufgrund seines Ursprungs von Anfang an „infiziert“ sei. Diesem Kampf gelte sein ganzes Wirken. Und das könne auch ein Bischof ihm nicht verbieten, denn er predige nicht anders, als es Jesus getan habe. Dass es möglich sei, Deutscher und Christ zugleich zu sein, das habe er durch den Nationalsozialismus erkannt, der für ihn eine „kulturphilosophische Offenbarung“ darstelle.

Am Ende weist Weeber darauf hin, die Predigtreihe werde drei bis vier Jahre in Anspruch nehmen: „Dabei ist jede Predigt rein religiös.“ Er lädt Bischof Moog ein, sich davon persönlich bei einem Besuch zu überzeugen.

Wie die Synodalvertretung dieses Gemisch religionsphilosophischer, völkischer und antisemitischer Gedanken bewertet hat, ist nicht überliefert. Ihr Entscheid in der Sache wirkt merkwürdig unentschlossen, bleibt hinter Moogs Linie zurück und ähnelt der des Kirchenvorstands. So bestätigt sie in ihrer Sitzung am 29. September nicht einfach das bischöfliche Verbot, sondern billigt lediglich Moogs Vorgehen „gegen die Art und Form der Ankündigung“ der Predigten in einer NS-Zeitung (was in Moogs Korrespondenz gar keine besondere Rolle spielte), betont aber gleichzeitig, Weebers persönliche Einstellung und seine Parteimitgliedschaft blieben davon unberührt.¹⁶ Zum Predigtthema fällt kein Wort!

4

Erneute Anzeige, erneutes Verbot

Im November 1932 kommt es zu einer erneuten Anzeige, diesmal von Seiten des Vorstandes der Israelitischen Religionsgemeinde Offenbach. Die Kultusgemeinde hatte von Weebers Predigten durch Amtsgerichtsrat Schül erfahren, einem Rom-Katholiken und Abgeordneten des Zentrums im Hessischen

Landtag. Laut Schreiben des Vorstandes habe Weeber am 20. November 1932¹⁷ Folgendes gesagt:

„Der Gedanke der Sündhaftigkeit des Menschen und seiner Erlösung von dieser sei ein rein arischer Gedanke, der in seiner Reinheit von den Juden getrübt und gefälscht worden sei. Entsprechend der jüdischen Einstellung auf das Geldlich-Geschäftliche hätten die Juden auch die Erlösung auf das Weltlich-Geschäftliche eingestellt, was schon daraus hervorgehe, dass das Wort Erlösung im Lateinischen mit dem Wort redemptio von den Juden übersetzt worden sei, das auf Deutsch ‚Loskauf‘ bedeute; man könne sich also nach jüdischer Auffassung mit Geld von der Sünde loskaufen. Die Predigt bewegte sich durchaus in Angriffen gegen die Verjudung edler arischer Begriffe, sie wurde durch schriftlich nicht wiederzugebende drastische Bewegungen, wie z.B. des Geldzählens und durch Tonmodulierungen des Redners unterstützt.“¹⁸

Diesmal reagiert Bischof Moog schärfer und droht mit nicht näher bezeichneten Konsequenzen. Weeber rufe mittlerweile öffentliches Ärgernis hervor; die von ihm beklagte „Verjudung edler christlicher Begriffe“ sei ein nationalsozialistisches Thema. Im Hinblick auf die vom Land gewährten Staatszuschüsse sei es bedenklich, dass ausgerechnet ein Landtagsabgeordneter Zeuge der Predigt geworden sei. Mit einem Satz verweist Moog auch auf das ehemals gute Verhältnis von Alt-Katholiken und Juden: „Daß die jüdische Gemeinde, die den Bauplatz zur Kirche hergegeben und auch von seiten ihrer Mitglieder Geld zum Bau gespendet hat, nun solche Reden vernehmen muß, ist doppelt traurig.“¹⁹ In einem weiteren Schreiben fordert Moog den Kirchenvorstand auf, „nunmehr entschieden“ ihrem Pfarrer entgegenzutreten und zu diesem Zweck abermals eine Sitzung einzuberufen.²⁰

Weeber seinerseits rechtfertigt sich ausführlich gegenüber seinem Bischof und spart nicht mit Vorwürfen. Er konstatiert, Moog ergreife „offen Partei für die Juden und einen ‚angesehenen‘ Romkatholiken“ und bezeichnet es als beschämend, dass sich ein Bischof von jüdischer Seite sagen lassen müsse, was den Lehren des Christentums entspräche. Den Vorwurf, das Ansehen der Gemeinde geschädigt zu haben, weist er entschieden zurück:

„Aber ich lasse es mir nicht nehmen, für mein Christentum und für mein Deutschtum gemäss meiner Ueberzeugung zu kämpfen, auch in meinen

*Predigten. Und wenn ich bis zum Ende meines Lebens meinen Kampf gegen das Judentum und den Romkatholizismus fortsetze, so wird niemals auch nur ein Jota Parteipolitik darin enthalten sein.*²¹

Weeber schließt mit der trotzigem Bemerkung: *„Sie können mir wohl äusserlich die Predigtreihe verbieten, aber Sie können mir nicht den Geist meiner Predigten unterbinden und der ist und bleibt, wie die Predigtweise Jesu, anti-jüdisch und ich wäre ein Schuft vor mir selbst, wenn ich je aus meiner Lebensüberzeugung, die seit 1920 in mir grossgewachsen ist und die sich jetzt nur, man könnte sagen, zufällig mit der nationalsozialistischen Abneigung gegen die rassefremden Juden begegnet.*“²²

In einem Ergänzungsschreiben an Moog lässt Weeber seinem Antisemitismus freien Lauf: *„Ich bitte Sie herzlich, meine Ausführungen nicht als Angriff auf Sie zu empfinden. Sie gelten nur dem schwachmütigen Christentum, dem wir alle durch die jüdische Verseuchung aller kulturellen und religiösen Vorstellungen verfallen sind. Für Sie als alten Mann ist es ungleich schwerer, sich aus den unbewussten jüdischen Geistesfesseln loszuringen als für mich, der ich seit 1911 im Kampf um den Aufbau einer völlig anders gearteten christlichen Weltanschauung kämpfe, die unmittelbar bevorsteht und alle bisherigen Wertungen des Christentums umwertet.*“²³

Nicht gerade bescheiden beschreibt Weeber seine eigene Sendung: *„Ich sehe meine eigene Aufgabe darin, dass ich die nationalsozialistische Bewegung von innen her christlich durchdringe und sie vor einem völligen Absinken ins ‚Heidentum‘ bewahre.“* Er bittet Moog, ihm getrost „den Kampf mit dem hiesigen Juden- und Römertum“ zu überlassen und der Kultusgemeinde nicht zu antworten bzw. sich nicht in seinem Namen zu entschuldigen. Er sei sich bewusst, einen neuen, für Moog ungewohnten Weg zu gehen: *„Es wäre menschlich (d.h. jüdisch) klüger, sich zu ducken. Aber Gott ist mächtiger als alle. Er wird mir und meinen vier Kindern das tägliche Brot geben, das die Juden mir nehmen wollen, um mich gefügig zu machen. Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen.*“²⁴

Aufgrund von Bischof Moogs Aufforderung befasst sich der Offenbacher Kirchenvorstand am 6. Dezember noch einmal mit der Angelegenheit. In der Sache selbst stellt er erneut klar, „dass Parteipolitik von der Kanzel herab

nicht getrieben werden“ dürfe. Eines seiner Mitglieder, das die inkriminierte Predigt gehört hatte, versichert, die beanstandeten Gesten und der Tonfall seien nicht vorgekommen.

Der Vorstand hält die Frage, ob die Predigtreihe fortgesetzt werden könne, für so wichtig, dass er diese nun an die Gemeindeversammlung überweist, als habe es nie ein eindeutiges bischöfliches Verbot gegeben.²⁵ Damit hat sich Ernst Weil nicht durchsetzen können, der den Kirchenvorstand zu einer klaren Entscheidung bewegen wollte, ob der Inhalt der Predigtreihe gebilligt werde oder nicht. Die Vertagung auf die Gemeindeversammlung hält er für eine Verlegenheitslösung. Er hegt sogar schlimmste Befürchtungen, denn bei einer solchen Versammlung werde bestimmt Weeber das Wort ergreifen und den konfessionellen Frieden gefährden. Er glaubt, dass in der Gemeinde verschiedene politische Ansichten beheimatet seien, die dann aufeinander träfen; damit werde das Grab für die Gemeinde gegraben. Er rät deshalb Bischof Moog dringend davon ab, eine Gemeindeversammlung zuzulassen, zudem fürchtet er, dass dann der ganze Briefwechsel in dieser Sache an die Öffentlichkeit komme. Am Ende seines Schreibens an Moog steht ein Wink mit dem Zaunpfahl: „Ob und inwieweit der Herr Bischof mit den zur Verfügung stehenden kirchlichen Disziplinarmitteln gegen Herrn Pfarrer Dr. Weeber vorgehen will, möchte ich dem dortigen Ermessen überlassen.“²⁶

Diesen Wink nimmt Moog nicht auf, doch mit der Einberufung einer Gemeindeversammlung zeigt er sich „in keiner Weise einverstanden“ und erklärt kategorisch, dass die „Entscheidung darüber, ob eine Predigt oder hier eine ins Ungemessene gehende Reihe von Predigten eines Geistlichen nach Thema und Inhalt angemessen und statthaft“ sei, „einzig und allein dem Bischof“ zustehe. Im vorliegenden Falle handele es sich um „ein durchaus abwegiges und einer christlichen Kanzel unwürdiges, das Ansehen der Gemeinde und unserer Kirche schädliches Thema“. Er bedauere, dass sich der Kirchenvorstand im September hinter Weeber gestellt habe, anstatt die bischöflichen Forderungen zu unterstützen. Es gehe auch nicht darum, was Weeber genau gesagt habe, sondern dass er bei einem ihm ausdrücklich untersagten Thema geblieben sei, zu dem Moog schreibt:

„[...] tatsächlich aber ist das ganze Thema an sich und seine Abwandlung Ausdruck und Propagierung der vom Antisemitismus, der Völkischen

Bewegung und dem Nationalsozialismus vertretenen Ideen: Bekämpfung des Judentums in der schärfsten Form und ‚arische Veredelung‘ des Christentums bis zu dem Grade, den von ‚jüdischer Befleckung‘ gereinigten Christus als ‚reinen Arier‘ darzustellen, also durchaus politisch. [...] Der Grundfehler ist und bleibt das vom Pfarrer gewählte Thema selbst, das einer vom Geiste Christi wahrhaft durchdrungenen und zumal in der altkatholischen Kirche üblichen Predigtart durchaus widerspricht und unwürdig ist und niemals zur wirklichen Erbauung einer Gemeinde dienen kann.“²⁷

Im Sinne von Bürgermeister Weil warnt auch Moog vor möglichen politischen Zerwürfnissen in der Gemeinde und bittet den Kirchenvorstand, Weeber zum Gehorsam gegen die bischöfliche Anordnung zu bewegen.

So muss sich am 13. Dezember der Offenbacher Kirchenvorstand wieder mit dem Fall befassen. Ernst Weil macht Weeber darauf aufmerksam, dass ihm Disziplinarmaßnahmen drohen könnten und fragt, ob er bereit sei, die Predigtreihe „sowohl dem Titel als auch dem Inhalt nach“ einzustellen. Die Antwort Weebers beweist, wie inkonsequent die Entscheidung der Synodalvertretung war, denn auf diese beruft sich nun Weeber. Die Synodalvertretung habe ihm nicht die Fortsetzung der Predigten verboten, sondern nur die Art der Bekanntmachung. Wenn der Bischof trotz dieser Entscheidung am Verbot festhalte, so bitte er diesen, dieses Verbot ihm ausdrücklich zugehen zu lassen.²⁸ Zwei Tage später antwortet Bischof Moog und weist Weebers Vorstellung, die Synodalvertretung habe kein Verbot ausgesprochen, zurück; es ergebe sich aus deren Beschluss. Er listet dann die bislang an Weeber ergangenen Verbote auf und erneuert diese.²⁹

Damit scheint die Angelegenheit vorerst erledigt; Thema einer Gemeindeversammlung wird die Predigtreihe jedenfalls nicht. De facto aber setzt Pfarrer Weeber sie fort, wie die erhaltenen Verkündzettel zeigen, die für den Zeitraum bis August 1933 u.a. die folgenden Themen aufweisen:³⁰

- 4. Dezember 1932: Der Vorläufer des Herrn als Bekämpfer des Judentums
- 25. Dezember 1932: Das Deutsche Christkind
- 8. Januar 1933: Die Tannenbergreligion
- 15. Januar 1933: Die Tannenbergreligion II
- 22. Januar 1933: Der deutsche Christus steht mitten unter uns

29. Januar 1933:	Das führende Lebensbewusstsein des arischen u. jüdischen Christen
5. März 1933:	Teutsch sei unsere Wahl! [zur Reichstagswahl]
15. März 1933:	Dankgottesdienst für die nationale Erhebung Deutschlands [darauf von Weeber vermerkt:] „Alles überfüllt! Der größte Triumph, den die altkatholische Gemeinde gefeiert.“
19. März 1933:	Sieg des deutschen Idealismus
14. April 1933:	Deutsche Passion [zum Karfreitag]
16. April 1933:	Der Deutsche Christus ist erstanden [zu Ostern]
23. April 1933:	Christus, euer Führer! [zur Erstkommunion]
7. Mai 1933:	Deutschkatholisch u. Altkatholisch
4. Juni 1933:	Das Deutsche Pfingstwunder [zu Pfingsten]
2. Juli 1933:	Religion und Rasse
9. Juli 1933:	Volk und Christentum
20. August 1933:	Der deutsche Wald als religiöses Symbol
27. August 1933:	Altkatholizismus u. Nationalsozialismus

5 Moogs vergebliches Schlusswort

So kommt es, wie es kommen muss: Anfang Februar 1933 interveniert Bischof Moog erneut und schreibt, nachdem er abermals die bereits ergangenen Verbote ins Gedächtnis gerufen hat:

„Zu meinem schmerzlichen Erstaunen wird mir nun die Nr. 24 der ‚Offenbacher Zeitung‘ vom 28. Januar 1933 zugesandt, wo bei der altkatholischen Gemeinde für 29. Januar als Predigtthema gedruckt steht: ‚Das führende Lebensbewusstsein des arischen und jüdischen Christen.‘“³¹

Mit der Veröffentlichung des Predigtthemas in der *Offenbacher Zeitung* hat Weeber das Verbot der Synodalvertretung und die Bitte des Kirchenvorstands missachtet. Bischof Moog geht aber auf diese Äußerlichkeit gar nicht ein, sondern ist entschlossen, die Frage grundsätzlich zu klären. Weeber hingegen verteidigt sich mit dem Hinweis, die Predigt habe gar nicht stattgefunden, da er grippekrank im Bett gelegen habe. Er erklärt, dass er die

Predigtreihe „Verjudetes Christentum“ nicht fortgesetzt habe und auch nicht fortsetze:

„Wenn ich trotzdem am letzten Sonntag über jenes Thema, das Sie inkriminieren, sprechen wollte, so geschah es, um das Ethos (das führende Lebensbewußstein) eines deutschen Christen gegenüber dem jüdischen-jesuitischen Ethos des Romchristen darzustellen. Ich sehe in Rom den Typus des verjudeten Kirchenchristentums.“³²

Dagegen zu kämpfen sei seine Aufgabe und auch die von Bischof Moog, dem er ins Gewissen zu reden versucht: „Denn Sie sind doch ein nationaler Bischof! Nicht bloß der äusseren kirchlichen Dekoration nach, sondern vom Herzensgrund aus.“ Doch unvermittelt schlägt Weeber im zweiten Teil seines Schreibens einen geradezu verzweifelten Ton an. Er wolle nie und nimmer annehmen, dass der Bischof seine augenblickliche wirtschaftliche Notlage als Druckmittel benutzen könnte. Diese Lage sei so, dass er das Allerschlimmste befürchten müsse: „Ich befinde mich jetzt in der schwersten Stunde meines Lebens. Ich bin 52 Jahre, habe Frau und vier Kinder. Ich sehe den Altkatholizismus, so wie er bis jetzt gepflegt wurde, als aussichtslos an. Wofür arbeite ich?“³³

Weebers „schwerste Stunde“ dürfte damit zusammenhängen, dass der Kirchenvorstand zur selben Zeit erwog, ihm wegen der prekären finanziellen Lage zu kündigen und darüber mit dem Bischof korrespondierte.³⁴

Ungeachtet des flehentlichen Tonfalls reagiert Bischof Moog diesmal äußerst harsch. Die Ausrede, dass die beanstandete Predigt nicht gehalten wurde, lässt er nicht gelten. Was Weeber über deren Inhalt geschrieben habe, zeige, dass er die Predigtreihe fortsetze. Auf die alt-katholische Kanzel gehöre „allein die Predigt des Evangeliums, losgelöst von aller Polemik mit ihrer Schärfe und Gehässigkeit.“ Unmissverständlich schreibt Bischof Moog:

„Wenn Sie diese Ihre alleinige Aufgabe nicht begreifen und erfüllen und im fortgesetztem [sic!] Zuwiderhandeln gegen meine Anordnungen verharren wollen, so müssen Sie die Folgen davon tragen.“

Anstatt sich auf den jetzt von Ihnen eingenommenen Standpunkt zu versteifen, sollten Sie lieber sich einmal einer ernster [sic!] Selbstprüfung

unterziehen und sich fragen: Ob Sie mit der von Ihnen als einzig richtig, von anderen aber ebenso als irrig und abwegig betrachteten Meinung sich für unfehlbar halten wollen, und ob der leidenschaftliche Fanatismus, wie Sie [ihn] in Ihren Briefen an mich offenbaren und die daraus hervorgehende Lieblosigkeit gegen anders Denkende wirklich dem von ihnen verfochtenen Ideal eines wahrhaft christlichen Geistlichen, der Sie sein wollen, entspricht, ja, ob bei einer in solcher Weise öffentlich und schriftlich vertretenen Anschauung noch von einem ‚deutschen Ethos‘ oder überhaupt von einem Ethos die Rede sein kann.

Einen weiteren Schriftwechsel werde ich mit Ihnen in dieser Sache nicht mehr führen, lehne es aber ausdrücklich ab, von Ihnen über das Amt und die Pflichten eines altkatholischen deutschen Bischofs knabenhaft zurechtgewiesen und belehrt zu werden.“³⁵

Auf den Kirchenvorstand scheint der entschiedene Ton Eindruck gemacht zu haben, denn diesmal beschließt er ganz lapidar, entsprechend dem Schreiben des Bischofs zu verfahren.³⁶

Doch Ruhe ist damit in Offenbach nicht eingekehrt, denn am 30. Januar 1933 wird Hitler Reichskanzler. Danach, vor allem nach der Reichstagswahl vom 5. März, schwinden bei Weeber die letzten Hemmungen, wie allein schon die obige Liste seiner Predigten zeigt. Laut Protokollbuch lässt er sich als „Führer der Gemeinde“ bezeichnen und ernennt in dieser Eigenschaft – satzungswidrig, aber in Anlehnung an das Führerprinzip – Kirchenvorstandsmitglieder.³⁷ Auf Weebers Antrag hin wird im April 1933 Herr Gilbert, einer seiner Kritiker, aus dem Kirchenvorstand ausgeschlossen (ebenfalls satzungswidrig).³⁸ Daraufhin zeigt Gilbert Pfarrer Weeber bei Bischof Moog an und beschuldigt ihn, in der Osterpredigt gesagt zu haben: „Alle Juden müssen vernichtet werden.“ Wegen dieser Äußerung erwäge er, die jüdische Gemeinde zu informieren, damit diese einen Strafantrag gegen Weeber stelle. Es gäbe mittlerweile keine Predigt mehr, die inhaltlich nicht auf die NS-Partei ziele, und „die Juden“ ließe „er immer nicht in Ruhe.“³⁹

Doch es bleibt nicht nur bei Predigten. Seit seinem Eintritt in die NSDAP engagierte sich Weeber im NS-Kampfbund für deutsche Kultur und wurde sogar dessen Ortsgruppenleiter. In dieser Eigenschaft ist er am 22. Mai 1933

an der Bücherverbrennung beteiligt, die in Offenbach im Rahmen einer Richard-Wagner-Feier erfolgte.⁴⁰

Eine erneute Reaktion von Bischof Moog ist nicht überliefert. Sein „letztes“ Wort zu Weebers Predigten datiert vom 6. Februar 1933. Nur noch einmal kommt er darauf zu sprechen, als Weeber nach Nürnberg wechselt. Die gleichbleibend schlechte finanzielle Lage der Gemeinde, von der immer wieder in den Kirchenvorstandsprotokollen die Rede ist, mag Weeber veranlasst haben, sich auf die Pfarrstelle Nürnberg zu bewerben. Bischof Moog erinnert ihn in einem Begleitschreiben zur Bestallungsurkunde an sein gegebenes Wort, unter die Offenbacher Vorgänge einen Schlusstrich zu ziehen und sein Amt „ohne politische Leidenschaft nur als Diener des Evangeliums“ auszuüben.⁴¹ – Eine Ermahnung, die sich als nicht überflüssig, wenn auch zwecklos erweisen sollte, denn bereits im Herbst desselben Jahres sollte Weebers politische Gesinnung erneut das Bonner Ordinariat beschäftigen.⁴²

6 Entlassung und ehrenvoller Ruhestand

Erst 1948 wird Weeber aus dem Dienst ausscheiden. 1945 wurde er, wie alle Pfarrer, die Parteimitglied waren, von den US-Militärbehörden amtsenthoben⁴³. Am 20. Februar 1948 kommt es endlich zur Verhandlung vor der Nürnberger Spruchkammer, die ihn in die Gruppe IV der Mitläufer einreihet und eine Sühne von 400 Mark festsetzt. Die Spruchkammer stellt zwar seine nationalsozialistische Weltanschauung fest, sieht darin aber keine Unerträglichkeit und empfiehlt der Militärregierung die Wiederezulassung zu Amtshandlungen.⁴⁴ Bischof und Synodalvertretung lehnen jedoch seine Wiedereinsetzung in das Pfarramt ab und bieten ihm gleichzeitig rückwirkend zum 16. März 1948 den Eintritt in den ehrenvollen und bezahlten Ruhestand an.⁴⁵ Der Bescheid gegen eine Weiterbeschäftigung im aktiven Dienst nennt elf Punkte, darunter Weebers antisemitische Predigten. Die Kirchenleitung komme deshalb zum Ergebnis, dass Weeber „einer wesentlichen Beeinflussung [...] durch die nationalsozialistische Weltanschauung“ unterlegen sei. Andererseits sei man auch bereit, seine „eifrige Arbeit“ zu würdigen und biete deshalb die Versetzung in den ehrenvollen Ruhestand an.⁴⁶ Weeber geht auf dieses Angebot ein; zu diesem Zeitpunkt ist er bereits 65 Jahre

alt. In einem letzten Brief setzt er sich noch einmal mit den Vorwürfen gegen ihn auseinander, indem er nicht ungeschickt auf die Fragwürdigkeit der Argumentation hinweist:

„Also bin ich für die altkatholische Kirche als amtierender Pfarrer nicht tragbar wegen meiner nationalsozialistischen Weltanschauung, die offenbar unvereinbar ist mit der religiösen Grundhaltung der altkatholischen Kirche. Aber dann gestatten Sie mir die Frage: Warum hat alsdann die Synodalvertretung mich nicht schon früher meiner Stellung enthoben? Meine nationalsozialistische Weltanschauung war ihr doch schon, wie Sie, Herr Bischof, selbst hervorheben, seit 1932 genügend bekannt!“

Eine Antwort darauf hat Weeber nie erhalten.

7 Ein unbefriedigendes Fazit

Pfarrer Weeber wusste, dass er auf der Kanzel keine Politik treiben durfte. Von Anfang an bezeichnete er seine Predigten und seinen Kampf gegen das „verjudete Christentum“ als rein religiös. Das kann eine taktische Argumentation gewesen sein, doch wer sich näher mit Weeber beschäftigt, kann sich des Verdachts nicht erwehren, dass er diese absurde Behauptung am Ende selbst für wahr hielt. Bischof Moog hingegen war sich sicher: Weeber agierte politisch und verbreitete völkisches und nationalsozialistisches Gedankengut. Aber warum hat er nicht durchgegriffen? Das Selbstverständnis des Alt-Katholizismus, unpolitisch zu sein, hätte das von ihm gefordert.

Zum einen scheint es, als habe Moog nicht die volle Unterstützung der Synodalvertretung gehabt, denn diese konzentrierte sich – wie der Offenbacher Kirchenvorstand – auf eine Formalie: die Ankündigung der Predigtreihe in einer NS-Zeitung. Mit dem Inhalt der Predigten setzte sie sich nie auseinander. Zum anderen spielte Weeber die Zeit die Hände. Wie Moogs letzte schriftliche Äußerung in der Sache, sein Brief vom 6. Februar 1933 zeigt, war dieser mit seiner Geduld am Ende und bereit durchzugreifen. Der politische Umschwung dürfte Weeber „gerettet“ haben, denn nun stand er mit seinem Gedankengut auf der Seite der Sieger.

Uns Heutige mag es irritieren, dass Bischof Moog nicht sofort schärfste Sanktionen angesichts von Weebers offenen Antisemitismus verhängte. Doch wir lesen die Quellen mit dem Wissen um den Holocaust und vergessen schnell, dass antisemitisches Gedankengut damals salonfähig war. Singulär waren Weebers Anschauungen nicht. So absurd Bischof Moog Weebers Gedanken gefunden haben mag, er war sich sicherlich bewusst, dass es noch mehr Antisemiten im Klerus gab, die sich freilich – ganz im Sinne des unpolitischen Katholizismus – zurückhielten. Mit seinem Fanatismus war Weeber ungewöhnlich, aber mit seinen Ideen leider nicht.

Schließlich offenbarte das Konzept des unpolitischen Katholizismus im Fall Weeber eine entscheidende Schwachstelle: In der Sache verurteilte sich die Kirche zum Schweigen. Ein inhaltlicher Diskurs über die Frage, was angesichts des Evangeliums von Weebers Ansichten zu halten sei, war nicht vorgesehen, gerade weil Moog sie als politische einstufte. Und politisieren, das wollte man unter keinen Umständen.

Dr. Matthias Ring, Jahrgang 1963, ist Bischof des Katholischen Bistums der Alt-Katholiken in Deutschland.

Fußnoten

- 1 Im Folgenden als 18.1[48], BABo [=Bistumsarchiv Bonn] zitiert. Da einige Dokumente auch in Weebers Personalakte enthalten sind, wird in der Regel nach dieser zitiert. Bei den Quellenangaben orientiere ich mich an Matthias Ring: „Katholisch und deutsch“. Die alt-katholische Kirche Deutschlands und der Nationalsozialismus, Bonn 2008, bes. 833-839.
- 2 Josef Maria Weeber war – nach verschiedenen Stationen in der alt-kath. Kirche – von 1924 bis 1934 Pfr. der Gemeinde Offenbach; dann wechselte er in die Gemeinde Nürnberg, wo er 1948 in der Ruhestand versetzt wurde. Ausführliches Biogramm bei Ring 171, Anm. 92. Der vorliegende Artikel ist ein überarbeiteter Auszug eines unveröff. Kapitels meiner Dissertationsschrift; vgl. Matthias Ring: „Katholisch und deutsch“. Die alt-katholische Kirche Deutschlands und der Nationalsozialismus, Dissertation, eingereicht beim Departement für Christkatholische Theologie der Christkatholischen und Evangelischen Theologischen Fakultät der Universität Bern bei Prof. Dr. Urs von Arx, 30. September 2005, hier Kap. 11.
- 3 Zum unpolitischen Katholizismus vgl. ausführlich Ring 15-36.
- 4 Offenbacher Nachrichten, 17. September 1932. Der Ausschnitt findet sich in: Personalakte [=PA] Weeber, BABo.
- 5 Moog an Weeber, 21. September 1932 (PA Weeber, BABo). Unterstreichungen im Original.
- 6 Weeber an Moog, 22. September 1932 (PA Weeber, BABo).
- 7 Ebd. Unterstreichungen im Original.
- 8 Ebd.
- 9 Ebd. Unterstreichung im Original. Weeber war Parteimitglied seit dem 2. November 1931; vgl. Weeber an Kreuzer, 12. April 1937 (PA Weeber, BABo).
- 10 Vgl. Moog an Weeber, 23. September 1932 (PA Weeber, BABo).
- 11 Vgl. Weil an Moog, 25. September 1932 (PA Weeber, BABo); Sitzungsprotokoll vom 25. September 1932

- (Protokollbuch, AK [Archiv d. ak Gemeinde] Offenbach); Weebers Handschrift ist eindeutig zu erkennen.
- 12 Vgl. Protokoll der 194. Vorstandssitzung vom 25. September 1932, Abschrift aus Protokollbuch (PA Weeber, BABo) bzw. Sitzungsprotokoll vom 25. September 1932 (Protokollbuch, Offenbach).
 - 13 Vgl. ebd.
 - 14 Weil an Moog, 25. September 1932 (PA Weeber, BABo). Es dürfte sich um das Parteiabzeichen gehandelt haben, welches das Ehepaar Weeber in der Öffentlichkeit trug.
 - 15 Vgl. Weeber an Moog, 26. September 1932 (PA Weeber, BABo); daraus die folgenden Zitate.
 - 16 Vgl. Moog an Weeber, 1. Oktober 1932 (18.1[48]).
 - 17 Nach Weebers Angaben fand die beanstandete Predigt am 13. November 1932 statt; vgl. Weeber an Moog, 30. November 1932 (PA Weeber, BABo).
 - 18 Vorstand der israelitischen Kultusgemeinde Offenbach am Main am Moog, 26. November 1932 (PA Weeber, BABo)
 - 19 Moog an Weeber, 29. November 1932 (PA Weeber, BABo).
 - 20 Vgl. Moog an Weil, 29. November 1932 (PA Weeber, BABo).
 - 21 Weeber an Moog, 30. November 1932 (PA Weeber, BABo).
 - 22 Ebd. Dieser Satz ist auch im Original unvollständig.
 - 23 Ebd. Weeber nennt in seiner Korrespondenz unterschiedliche Jahreszahlen für den Beginn seines weltanschaulichen Wandels.
 - 24 Ebd.
 - 25 Vgl. Sitzungsprotokoll vom 6. Dezember 1932 (Protokollbuch, AK Offenbach).
 - 26 Weil an Moog, 6. Dezember 1932 (PA Weeber, BABo).
 - 27 Moog an KV Offenbach, 8. Dezember 1932 (PA Weeber, BABo).
 - 28 Vgl. Sitzungsprotokoll vom 13. Dezember 1932 (Protokollbuch, AK Offenbach).
 - 29 Vgl. Moog an Weeber, 15. Dezember 1932 (18.1[48], BABo).
 - 30 Vgl. Verkündzettel (18.1[48], BABo).
 - 31 Moog an Weeber, 1. Februar 1933 (18.1[48], BABo).
 - 32 Weeber an Moog, 2. Februar 1933 (PA Weeber, BABo).
 - 33 Ebd.
 - 34 Vgl. Sitzungsprotokoll vom 17. Februar 1933 (Protokollbuch, AK Offenbach). Demnach wurde Ende Januar bis Mitte Februar mit dem Bischof korrespondiert. Der Offenbacher KV beschloss am 17. Februar 1933, wegen der schlechten Finanzlage das Pfarrersgehalt um 20 Prozent zu kürzen.
 - 35 Moog an Weeber, 6. Februar 1933 (PA Weeber, BABo). Unterstreichungen im Original.
 - 36 Vgl. Sitzungsprotokoll vom 17. Februar 1933 (Protokollbuch, AK Offenbach).
 - 37 Vgl. Sitzungsprotokoll vom 25. Lenzing [=Februar] 1934 (Protokollbuch, AK Offenbach). – Weeber begann, die germanischen Monatsnamen im Protokollbuch zu verwenden; die entsprechenden Eintragungen weisen seine Handschrift auf. – Als Tagesordnungspunkt 4 ist zwar die „Ersatzwahl zum Kirchenvorstand“ genannt, aber von einer Wahl wird nichts berichtet, stattdessen heißt es: „Der Pfarrer als Führer der Gemeinde ernennt [...].“
 - 38 Vgl. Sitzungsprotokoll vom 25. April 1933 (Protokollbuch, AK Offenbach).
 - 39 Vgl. Gilbert an Moog, 10. Mai 1933 (PA Weeber, BABo).
 - 40 Vgl. Rolf Kirchner, Harry Schweitzer: „Die Flamme verzehre das Gift“. Offenbach 1932/33 im Spiegel der Tageszeitungen, Offenbach 1983, 193 f.; Offenbacher Nachrichten, 24. Mai 1933 (Richard Wagner-Abendfeier im Schloßhof).
 - 41 Vgl. Moog an Weeber, 24. August 1934 (PA Weeber, BABo).
 - 42 Vgl. das in Anm. 2 genannte unveröff. Kap. 11.
 - 43 Vgl. Weeber an Kreuzer und Demmel, 5. März 1948 (PA Weeber, BABo).
 - 44 Vgl. Weeber an Kreuzer, 16. April 1948 (PA Weeber, BABo).
 - 45 Vgl. Kreuzer an Weeber, 31. März 1948; Kreuzer an Weeber, 12. April 1948 (PA Weeber, BABo).
 - 46 Vgl. Kreuzer an Weeber, 12. April 1948 (PA Weeber, BABo).

Aus dem Alt-Katholischen Seminar





Von links nach rechts: Andreas Krebs, Theresa Hütter, Anja Goller, Ulrike Dietzler-Bröhl

Personen

Anja Goller, Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Alt-Katholischen Seminar, ist zum 01. September 2018 aus ihrem Erziehungsurlaub zurückgekehrt. Wir freuen uns sehr, sie wieder im Team begrüßen zu können!

Mit der Rückkehr Anja Gollers hat *Anne Hensmann-Eßer* ihre Arbeit als Wissenschaftliche Mitarbeiterin beendet. Besonders verdient gemacht hat sie sich um die Aufarbeitung des Nachlasses Werner Küppers, aus der eine Quellenpublikation und ein Aufsatz (in diesem Heft) hervorgegangen sind. Wir bedanken uns für ihre überaus engagierte Mitarbeit!

Bibliothek

Die Kirchenleitung hat sich entschlossen, einen Teil der Buchbestände des Döllingerhauses – die nur schwer recherchierbar und öffentlich nicht zugänglich waren – dem Alt-Katholischen Seminar zu übergeben. Die Bestände

enthalten viele wichtige und seltene Schriften aus der Anfangszeit des Alt-Katholizismus. Die bibliothekarische Bearbeitung übernimmt Florian Groß, dessen Stelle durch von der Kirchenleitung zur Verfügung gestellte Drittmittel verlängert werden konnte. Darüber hinaus durften wir eine größere Bücherspende der alt-katholischen Gemeinde Köln übernehmen.

Publikationen des Alt-Katholischen Seminars

Andreas Krebs, Matthias Ring (Hg.): Mit dem Segen der Kirche. Die Segnung gleichgeschlechtlicher Partnerschaften in der theologischen Diskussion [Schriftenreihe Geschichte und Theologie des Alt-Katholizismus, Reihe B: Darstellungen, Bd. 8], Bonn: Alt-Katholischer Bistumsverlag 2018. ISBN: 978-3-934610-94-1

Seit 2014 gibt es in der deutschen Alt-Katholischen Kirche einen offiziellen Ritus zur Segnung gleichgeschlechtlicher Paare. Erklärtes Ziel der Herausgabe des Segensrituals war, zum Ausdruck zu bringen, dass gleichgeschlechtliche Paare in der Alt-Katholischen Kirche akzeptiert werden. Zugleich sollte die Frage nach der theologischen Bewertung offenbleiben: Handelt es sich um ein Sakrament? Wie verhält sich die Partnerschaftssegnung zur Ehe? Und was verstehen wir überhaupt unter „Sakrament“, „Ehe“, „Segnung“? Die Beiträge des Bandes bringen zu diesen Fragen unterschiedliche Perspektiven und Standpunkte miteinander ins Gespräch. – Mit Beiträgen von Lothar Haag, Andreas Krebs, Charlotte Methuen, Mattijs Ploeger, Matthias Ring, Klaus Rohmann, Jochen Sautermeister, Peter-Ben Smit und Urs von Arx.

Die Jahreshefte der vergangenen Jahre, *Alt-Katholische und Ökumenische Theologie 1 (2016)* und *2 (2017)*, sind unter www.alt-katholische-und-ökumenische-theologie.de als PDF-Datei abrufbar.

Veranstaltungen

Am 06. Oktober 2017 fand im Bonner Haus der Universität ein *Studientag* zum Diskussionsprozess um Ehe und Partnerschaft unter dem Titel „Mit dem Segen der Kirche“ statt. Zu der Tagung beigetragen haben die

alt-katholischen Theologen Lothar Haag (Köln), Mattijs Ploeger (Utrecht), Klaus Rohmann (Bonn), Peter-Ben Smit (Amsterdam/Utrecht) und Urs von Arx (Bern) sowie die anglikanische Theologin Charlotte Methuen (Glasgow) und der römisch-katholische Theologe Jochen Sautermeister (Bonn). Ihre Vorträge sind in der oben genannten Publikation veröffentlicht.

Auf Einladung des Alt-Katholischen Seminars hielt am 20.10.2018 *Prof. Dr. Magnus Striet (Freiburg)* aus Anlass der Eröffnung des akademischen Jahres eine *Gastvorlesung* an der Bonner Universität. Der Titel seines Vortrags lautete: „Im Abgrund Gottes. Über Zweifeln und Glauben“.

Vom 22. bis 26. Januar 2018 veranstalteten die beiden Bonner Theologischen Fakultäten sowie das Alt-Katholische Seminar unter dem Titel *Pluralität – Liberalität – Kritik eine Woche zum Thema „Religion“ aus Anlass des 200jährigen Jubiläums der Universität Bonn*. In diesem Rahmen kam ein gemeinsam von Prof. Dr. Gisela Muschiol (Katholisch-Theologische Fakultät) und Prof. Dr. Andreas Krebs (Alt-Katholisches Seminar) verfasstes Feature „Streit um die Unfehlbarkeit“ zur Aufführung. Es beleuchtet die Konflikte innerhalb der Bonner Katholisch-Theologischen Fakultät, nachdem sich die meisten ihrer Professoren geweigert hatten, die Dogmen von 1870 anzunehmen. Einen Mitschnitt der Aufführung findet man auf <http://www.ak-seminar.de/geschichte-des-alt-katholischen-seminars>.

Vom 20. bis 21. April 2018 fand in Bonn die *20. Jahrestagung des Internationalen Arbeitskreises Altkatholizismusforschung (IAAF)* statt. Anlässlich des Jubiläums gab es einen Gastvortrag der Kirchenhistorikerin Prof. Dr. Daniela Müller, die dafür plädierte, die Glaubensgemeinschaft der Katharar zu entdämonisieren; deren liturgische Schriften dienten dabei als Argumentationsgrundlage. Am zweiten Tag wurden verschiedene aktuelle Forschungsprojekte vorgestellt. Ein Schwerpunkt lag dabei auf der Anfangszeit des Alt-Katholizismus, ein anderer auf Geschlechterkonstruktionen (gender) von der Biblexegese über die Kirchengeschichte bis in die alt-katholische Kirche der Gegenwart.

Abschlussarbeiten

Masterstudiengang Alt-Katholische und Ökumenische Theologie:

Uwe Reckzeh: „Geistliches Gasthaus an den Wegen der Menschen“. Die alt-katholische Namen-Jesu-Kirche in Bonn und was sie zu einem Gasthaus macht.

Die Masterarbeit geht der Frage nach, was die Namen-Jesu-Kirche im Rahmen einer neu zu konzipierenden alt-katholischen City-Pastoral zu einem „Geistlichen Gasthaus an den Wegen der Menschen“ macht. Im Sinne einer „Umschau“ wird die Arbeit von drei Gesichtspunkten her entwickelt: einem geschichtlichen „Rückblick“, einem pastoralen „Ausblick“ und einem „Erfahrungsbericht“. Der Vf. führte viele Gespräche mit haupt- und nebenamtlichen Mitarbeiter*innen, aber auch mit Besuchern der Kirche, die in diesen „Erfahrungsbericht“ einfließen. Die meisten Befragten betonten die große Chance, die in diesem Konzept einer offenen und einladenden Kirche liegt. Deutlich wurde aber auch die Herausforderung, weiter an einem Gesamtkonzept zu arbeiten, damit die drei Bereiche, die die Namen-Jesu-Kirche zu dem macht, was sie ist – nämlich offene Einladung, Menschen mit Gott in Berührung zu bringen, Gottesdienstort und Friedhofskirche – immer mehr zu einer pastoralen Einheit zusammenwachsen können..

Kolloquium:

Christopher Weber: „Das Heilshandeln Gottes in der alten Kirche als norma normata alt-katholischer Theologie“

Die Arbeit geht der Frage nach, ob und wie die sogenannte „Alte Kirche“ als Norm (genauer: normierte Norm) alt-katholischer Theologie gelten kann. Der Verfasser schlägt dazu einen weiten Bogen: Er setzt sich mit Ignaz von Döllinger als Vertreter der Historischen Methode auseinander, analysiert grundlegende Texte des Alt-Katholizismus, untersucht „klassische“ alt-katholische Autoren wie Andreas Rinkel, Urs Küry und Kurt Stalder und bezieht schließlich auch Debattenbeiträge der jüngeren Zeit ein (von Christian Oeyen, Jan Visser, Matthias Ring und Andreas Krebs). Der kommunikationstheoretische, sowohl die Freiheit Gottes als auch die Freiheit des Menschen betonende Ansatz Kurt Stalders erscheint dem Verfasser als der insgesamt überzeugendste Ansatz.

Markus Laibach: Ansätze eines relationalen Priesterbildes aus alt-katholischer Sicht

Die Arbeit stellt vor dem Hintergrund der alt-katholischen bischöflich-synodalen Struktur – die sich auf Gemeindeebene in der Zuordnung von Pfarrer und Gemeindeversammlung/Kirchenvorstand wiederholt – die Frage der Beziehung der Ordinierten zu den anderen Gliedern des Gottesvolkes, und zwar zunächst aus einer systematisch-theologischen (unter Rückgriff auf Autoren wie Joannes Zizioulas, Bernhard Körner und Mattijs Ploeger), dann aus einer praktisch-theologischen Perspektive; daraus werden schließlich „Momente einer priesterlichen Spiritualität“ abgeleitet. Mit Blick auf die Berufung zum geistlichen Amt kommt der Verfasser zu dem Schluss, dass sie keine „individualistische Sondererwählung“ darstelle, sondern stets eingebettet sei „in eine konkrete Gemeinschaft, die sie erkennt und anerkennt“. In der Konsequenz sei damit die Priesterin oder der Priester „nicht stets der Gebende und Erklärende, sondern als Glied der Gemeinschaft auch ein Empfangender, Bedürftiger, Suchender.“

Timo Vocke: Gasthaus oder Heimat? Das soziologische Modell „Pilger und Konvertiten“ der Soziologin Danièle Hervieu-Léger und Ideen für eine zeitgemäße Begleitung von Interessenten in der Alt-Katholischen Kirche“

Ausgehend vom religionssoziologischen Ansatzes von Danièle-Hervieu-Léger und unter Berücksichtigung von Ergebnissen der RELAK-Studie entwickelt der Verfasser ein „Acht-Phasen-Modell der seelsorgenden Begleitung von Pilgern und Konvertiten“ (1. Kontaktphase, 2. Gespräch mit der Seelsorgeperson vor Ort und Klärung des Ziels, 3. Patenschaft, 4. Klärungsphase; dann für „Konvertiten“: 5. Liturgische Begleitung und Vorstellung im Gottesdienst, 6. Vergewisserungs- und Vertiefungsphase, 7. Liturgische Aufnahme in die Gemeinde, 8. Abschluss des Kennenlernens). Für jede Phase lässt der Verfasser auf eine Situationsbeschreibung jeweils „Ziele“ und konkrete „Maßnahmen und Instrumente“ folgen. Auf diese Weise entsteht ein hilfreicher Handlungsleitfaden für die Begleitung von Menschen, die sich für die Alt-Katholische Kirche interessieren.

Kolloquium/Pfarrexamen (kombiniert):

Clara Robbers: Praktische Reflexion des Phänomens Konversion aus alt-katholischer Perspektive. Eine multiperspektivische Praxisevaluation auf dem Hintergrund der Konversionsforschung und ökumenischer Perspektiven

Die Arbeit setzt sich unter Rückgriff auf die RELAK-Studie mit dem Phänomen „Konversion“ auseinander. Zur kritischen Reflexion dieses Begriffs tritt die Verfasserin einerseits in den Dialog mit aktueller religionssoziologischer Forschung und bringt dabei alternative Begriffe ins Spiel (etwa „Alternation im Sinne Pilarzyks“); andererseits setzt sie sich mit dem ekklesiologischen und staatskirchenrechtlichen Selbstverständnis der alt-katholischen Kirche, aber auch weiterer Kirchen der Ökumene auseinander und fragt nach dem Deutungsrahmen, der sich daraus für einen Kirchenwechsel/eine Konversion ergibt. Aus einer Übersicht über die Informationsangebote der Alt-Katholischen Kirche sowie aus der Auswertung eines Fragebogens werden Hinweise für den praktischen Umgang mit Interessierten und die Begleitung von Konversionsprozessen abgeleitet; diese Hinweise münden schließlich in Überlegungen darüber, wie die Aufnahme getaufter Christinnen und Christen in die Alt-Katholische Kirche (auch liturgisch) gestaltet werden kann.

Sebastian Watzek: Antijudaismus in der Alten Kirche und in der Alt-Katholischen Kirche. Das bleibende kritische Potential des christlichen Antijudaismus für die alt-katholische Lehre und Praxis

Die Arbeit setzt sich kritisch mit dem antijüdischen Erbe des Christentums auseinander, das auch in der heutigen Praxis der Alt-Katholischen Kirche – etwa mit Blick auf die Leseordnung oder verbreitete Haltungen zum Alten Testament – nach Ansicht des Verfassers nicht überwunden ist. Das Problem wird einerseits mit Bezug auf unterschiedliche historische Kontexte reflektiert; der Autor behandelt konkret den Antijudaismus der Alten Kirche, Ignaz von Döllingers Haltung zur „Judenfrage“ sowie die Geschichte der deutschen Alt-Katholischen Kirche in der Zeit des Nationalsozialismus. Andererseits werden konkrete Vorschläge gemacht, wie in Verkündigung und Gemeindepraxis für die konkrete Wirklichkeit und die bleibende christlich-theologische Bedeutung des Judentums sensibilisiert werden kann.

Impressum

© Alt-Katholischer Bistumsverlag Bonn 2018

Alt-Katholische und Ökumenische Theologie 3 (2018)

Jahresheft des Alt-Katholischen Seminars der Universität Bonn

Herausgeber

Andreas Krebs

Autoren

Andreas Krebs, Ruth Nientiedt, Theresa Hüther, Anne Hensmann-Eßer, Matthias Ring

Layout

Andreas von Mendel Grafikdesign,
Ismaning, avm.vonmendel.de

Herstellung

Druckerei & Verlag Steinmeier GmbH & Co KG,
Deiningen

ISBN

978-3-934610-34-7

Auflage 500 · Stand November 2018

© Fotos (Seite)

TeerawatWinyarat - iStock* (5); Wikipedia Commons, Urheber Dnalor 01, Lizenz CC-BY-SA 3.0 (21); Ruedi Brassel (41); Rudolf Stricker (59); Dr. Thomas Mauersberg (77); Andreas Krebs (78); Krugloff - iStock* (Umschlag)

*Hinweis zu den Bildagenturfotos: Die dargestellten Personen sind Models.



Die „Jahreshefte des Alt-Katholischen Seminars der Universität Bonn“ bieten neben Informationen aus dem Universitätsseminar Beiträge zu aktuellen Themen alt-katholischer und ökumenischer Theologie. Das diesjährige Heft stellt drei „Fundstücke“ vor, die jeweils einen relevanten Aspekt alt-katholischer Geschichte erhellen.

Eingeleitet werden die Beiträge durch methodologische und theologische Überlegungen zum „Suchen und Finden“.



9 783934 610347 >